P. o.germ.
968
t

P. o. germ. 968 t

<36604443320011
<36604443320011
Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ.
908 t

Mundt

# Schriften in bunter Reihe,

zur

# Anregung und Unterhaltung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Mundt.

Mit Beiträgen von dem Verfaſſer der Tutti frutti, Leopold Schefer, Johann Schön, Heinrich Stieglitz, F. G. Kühne u. A.

Erſtes Heft.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1834.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

# Vorwort.

Im Beſitz einer Anzahl von Aufſätzen, die mir von achtbarer Hand zur Veröffentlichung anvertraut worden, laſſe ich dieſelben, mit einigen eigenen in Geſellſchaft, in den nachfolgenden Heften in bunter Reihe erſcheinen, weil ich für jetzt verhindert werde, ſie für die von mir angekündigte Zeitſchrift: Perſpectiven für Literatur und Zeit, zu deren Beſten ich ſie eigentlich erbeten, zu verwenden.

Der beabſichtigten Zeitſchrift iſt höhern Orts die Conceſſion zu ihrer Herausgabe im Königreich Sachſen verſagt worden, und ſo bleibt mir nichts übrig, als den trefflichen Männern, die ſich mit ſo lebhafter Theilnahme zur Mitwirkung dafür vereinigt hatten und welche Deutſchland längſt unter ſeine ausgezeichnetſten Vertreter zählt, meinen verbundenſten Dank auch hier öffentlich zu wiederholen.

Daß eine deutſche Landes-Direction Gründe kennt, von denen ein deutſcher Schriftſteller nichts weiß und wiſſen kann, iſt zu augenſcheinlich, als daß es befremden ſollte.

Wie ſich die franzöſiſche Politik neuerdings mit dem vielbeſprochenen Satz: der König regiert, aber verwaltet nicht, in einer bodenloſen Sophiſtik herumgeworfen, ſo wird ſich auch die deutſche Literatur, mit geringerer Erlaubniß von Dialektik, bald an einen ähnlichen Satz

gewöhnen müſſen: die Schriftſteller denken, aber ſprechen nichts.

Vielleicht gelingt es indeß ſpäter, wenn ich mich entſchließen kann, den ganzen Plan umzuſtimmen, zu einer Zeitſchrift in veränderter Tendenz jene anſehnlichen Verbindungen und Kräfte, die ſich mir mit ſo hoffnungerregender Bereitwilligkeit dargeboten, nutzbar zu machen.

Eine Zeitſchrift, wie ſie ſein ſollte, herauszugeben, geſtatten aber die gegenwärtigen Umſtände nicht. Auch unſere Verſuche werden daher nur klingendes Erz und tönende Schelle ſein.

Möchten die jetzt herauskommenden Aufſätze ihren Zweck erreichen, der Anregung und Unterhaltung zu dienen. Wären ſie in den Heften meiner Zeitſchrift nach und nach erſchienen, ſo würden ſie durch paſſende Mittelglieder theils mehr Verbindung, theils mehr Contraſtirung gefunden haben.

Dr. Th. Mundt.

# Inhalts-Verzeichniß.


Seite

Zeitperſpective 1834. Von Th. Mundt. . . . . . . . . 1

Jugend-Wanderungen. Aus meinen Tagebüchern. Von dem Verfaſſer der Tutti frutti. . . . . . . . . . . . . 8

Ueber die Erſcheinung der ökonomiſchen Aſſociationen in Frankreich. Vom Prof. Dr. Johann Schön. . . . 44

Schleiermacher als Kanzelredner. Von Dr. F. G. Kühne. 54

K. L. v. Knebels literariſcher Nachlaß. Bericht über die bevorſtehende Herausgabe deſſelben durch K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt. . . . . . . . . . . . . . 71

Proben eines zu Grunde gegangenen Literaturblattes. Von Th. Mundt. . . . . . . . . . . . . . . . . 118

Eine Correſpondenz Göthe's mit Madame Karſchin. . 147

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

# Zeitperſpective.

## 1834.

Auch ohne Optik ſtudirt zu haben, weiß Jeder ſeiner Zeit immer noch eine Perſpective abzugewinnen, oder will es wenigſtens gern. Natürlich, er würde ſonſt ſeines zur Hoffnungsloſigkeit verdammten Lebens in einer ſolchen Zeit bitter überdrüſſig werden und am allerwenigſten ein Schriftſteller ſein wollen.

Finſter iſt es, und ſchwere ängſtliche Nebelmaſſen, die ſich zu drohenden Rieſengeſpenſtern aufblähen, halten die Fernſicht des zukünftigen Tages verhüllt. Aber der Hahn hat ſchon gekräht unter den Völkern und der Aberglaube der Zeiten ſchüttelt zuſammenfahrend ſein verbleichendes Nachtgeſicht, das vor dem goldenen Morgen nimmer beſtehen kann. Die Wachſamen haben ſchon mit Herzklopfen dem Morgen entgegengelauſcht, und nur die Trägen legen ſich noch einmal auf die andere Seite, ſei es auf die rechte oder auf die linke, um wieder einzuſchlummern. Ihnen wird es die Zeit im Schlafe beſcheeren, und ſie werden doch Alle beſcheert erhalten, mögen ſie nun auf der rechten oder auf der linken Seite liegen.

Das, was kommen muß, iſt ſo klar vorbedeutet, daß es wahrhaftig gleichgültig jetzt iſt, ob ſich die Majorität der Zeit auf der linken oder auf der rechten Seite befindet. Man kann ſogar heutzutage ſo dumm ſein oder werden, daß man weder links noch rechts mehr weiß, und man wird doch endlich gewahr werden müſſen, daß ſich, wie auch immer, unſere Zeit in einer nothwendigen Perſpective nach vorwärts bewegt. Was uns auch perſpectiviſche Verkürzungen und optiſche Illuſionen

aller Art in dieſem nächſten Augenblicke vorſpiegeln mögen, es iſt dennoch, ſelbſt in Deutſchland, eine große Gewißheit da, nämlich die, daß Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben der Deutſchen ſich einmal an einem gemeinſamen Quellpunkt der Nationalität tränken und aus der freieren Bildung unſerer öffentlichen und politiſchen Zuſtände eine neue Wiedergeburt in allen Richtungen erfahren werden, weil ſie müſſen.

Die Julirevolution erweiſt ſich jetzt deshalb als ein unglückſeliges Ereigniß der neueſten Geſchichte, weil ſie weder äußerlich vollſtändig ausgefochten, noch im Geiſte innerlich wahrhaft überwunden worden. Sie hat überall eine krankhafte Aufregung ohne Befriedigung nachgelaſſen, durch die ein traurig gedämpfter Zuſtand der Dinge ſich unterhält. Es hat an großen, allgemeinen, europäiſchen Conflicten gefehlt, um die Ideen, welche ſie auf den Kampfplatz der Zeit geführt, zur Entſcheidung zu bringen, zu beſiegen oder ſiegreich zu machen. Die Anarchie der Parteien in Frankreich ſelbſt kann nicht für ein Zeichen ſtrebſam gebliebenen Lebens angeſehen werden, noch weniger aber die Stellung, welche die aus der Julirevolution hervorgegangene Regierung allmählig gegen dieſelben angenommen hat. Nachdem dem Throne der Julirevolution nichts weiter übrig geblieben war, als wieder, und zwar im Sinne Karls X., legitim zu werden, iſt dort nichts beſſer geworden, als es geweſen, und ſehr Vieles ſchlechter. Louis Philipp, erſt Bürgerkönig, dann Royaliſt und Präſident des Miniſterconſeils, hat die Revolution, deren Stiefſohn er nur geweſen, längſt wieder in eine Reſtauration umgetauft.

In Deutſchland hat die Sympathie mit der Julirevolution ſelbſt da, wo ſie ſehr lebendig geweſen, nicht lange angedauert. Viele, die von einer politiſchen oder vielmehr nur politiſirenden Aufregung ergriffen waren, ſind jetzt wieder an ihre Geſchäfte zurückgekehrt. Der Deutſche weiß, worin er heimiſch iſt, und ſo ſieht und hört man bei uns wieder überall nichts als von guten Ehegatten, die ihre Frauen lieben, von glücklichen und unglücklichen Familienvätern, von tugendhaftem Lebenswandel,

Mittags= und Abendgeſellſchaften, Lieutenants, Fähndrichs, Gelehrten und fleißigen Forſchern jeder Art. Die politiſche Begeiſterung iſt ſchnell aus den deutſchen Geſellſchaftsſalons entflohn, deren ſolide Langeweile eine gewiſſe Zeit hindurch unmittelbar nach der Julirevolution von ihr belebt worden war. Aber bei Manchen hat dennoch in den letzten Jahren ein tieferes Intereſſe für nationale Angelegenheiten, für die Schickſale vaterländiſcher Entwickelung Wurzel gefaßt, als es ſonſt je unter den Deutſchen erhört und üblich geweſen. Dies iſt eine ſtille Gemeinde deutſcher Patrioten, die Gemeinde der Zukunft. Sie trägt jetzt mit beſonnener Hoffnung das Erbe der Zeit in ſich, das ſie einmal in ganzer Fülle aus ſich herausbilden wird. An die Gemeinde der Zukunft muß man ſich wenden, für die Gemeinde der Zukunft muß man ſchreiben und dichten.

Zu einer freieren Bildung ſind ſchon viele große Grundſteine gelegt und eben ſo große Hinderniſſe niedergeriſſen worden. In dieſer letzteren Beziehung haben beſonders einige neuere Schriftſteller kräftig dahin gewirkt, den Hochmuth der Deutſchen herunterzuſtimmen und ſie durch ſcharfſatiriſche Polemik zu einer Verzweiflung an manchen alten Eigenthümlichkeiten ihres Weſens zu bringen. Dies hat eine wohlthätige Regung im Nationalcharakter erzeugt und heilſame Veränderungen in demſelben erwarten laſſen. Denn Hochmuth iſt der erſte Feind aller Bildung, und man leſe die Schriften mancher deutſchen Autoren, wo dieſe auf jeder Seite triumphirend mit deutſcher Tugend, mit ſogenannter deutſcher Gründlichkeit, deutſcher Gemüthlichkeit und all dem Plunder von pedantiſcher Deutſchheit, der uns nimmer zu etwas geholfen und getaugt hat, kokettiren. Man könnte dies gehen laſſen, wenn ein Nationalgefühl damit verbunden geweſen wäre, denn ohne Selbſtgefühl erhebt ſich eine Nation nimmer auf eine würdige Stufe oder zu einer beſtimmten Individualität. Dies kräftige Nationalgefühl fehlt aber eben, und jener deutſchelnde Hochmuth hat nur zu ſehr den Anſtrich einer elenden Nationalfeigheit; denn es iſt die Eitelkeit gerade auf ſolche Dinge unſeres Weſens, die unſere Nationali=

tät gebunden halten, ſowie ein Kranker ſogar mit ſeiner Schwäche ſich ſchmeichelt, weil er doch nun einmal nicht geſund iſt.

Unterdeß, während Alles im Werden iſt und jede verarmte Lebensrichtung dieſer Zeit noch auf einen neuen Frühling zu hoffen wagt, behelfen ſich die Deutſchen aphoriſtiſch mit dem, was ihnen ihre Literatur bringt, und warten auch hierin, in einem dunkeln Gefühle unbefriedigten Umhergreifens, auf einen das Reich neu begründenden Meſſias. Aphoriſtiſch muß man die gegenwärtige literariſche Periode nennen, theils in dem Maße, wie ſie genoſſen wird, theils wie ſie ſich ſelbſt hervorbringt und darſtellt, weil eine große Strömung im Ganzen nicht ſichtbar iſt oder durch die Umſtände gehindert wurde, ſich annoch in voller Woge freizulaſſen und das Eigenthümlichſte geltend zu machen. Diejenigen, welche wieder in großen literariſchen Autoritäten, wie ſonſt, den neuen Literatur-Meſſias erhoffen, werden ſich jedoch ſehr getäuſcht und um den richtigen Geſichtspunkt beim Aufnehmen der kommenden Dinge betrogen ſehen. Der Meſſias der neuen Literatur wird und kann nur die Zeit ſelbſt ſein, in deren Dienſt und für deren Ideen zu arbeiten ſich alle einzelne Kräfte beſtimmt halten, für ihren ſchönſten Beruf und einzigen Ruhm dies achtend, für die Sache da zu ſein. Dieſe Literatur der großen Sache — während die frühere deutſche Literatur eine Literatur der großen Perſönlichkeiten war — hat etwas Demokratiſches in ihrem Charakter, das ſchon längſt ſich unter uns angekündigt hat.

In dem innern Staatshaushalte der gegenwärtigen Literatur, wie ſie in dem heutigen ſchwankenden Augenblicke ſich noch darſtellt, ſieht es bunt genug aus. Zugleich mit dem maſſenhaften Anſchießen einer wuchernden Vegetation, die im Allgemeinen keineswegs von natürlicher Fruchtbarkeit zeugt, hat ſich der literariſche Induſtrialismus, den übrigen induſtriellen Vervollkommnungen und Tendenzen nachfolgend, zu einer noch in keiner Zeit ähnlich vorhandenen Höhe und Ausdehnung geſteigert. Neben der Gefahr, daß dabei das Geiſtige allmählig zu einem

Artikel der Technik werden kann, wird jedoch von der andern Seite eine ſchnelle und wohlfeile Verbreitung der Ideen und des Materials dadurch bewirkt, die an das Erſtaunenswürdige grenzt. Was die Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen für den äußern und commerciellen Verkehr, ſind die Journale bereits im Reiche des Gedankens und für den geiſtigen Umſatz geworden, und dieſe geiſtig-induſtrielle Bedeutung des Journalismus, welche nur in den Pfennigmagazinen eine dem geſammten Staatshaushalte der Literatur verderbliche, jedoch vorübergehende Ausartung gefunden, iſt für die allgemeine Volksbildung der zukünftigen Culturperiode, wie ſie ſich entwickeln wird, als weſentlich vorbereitend und förderſam anzuſehen. Auch in der beiſpielloſen Wohlfeilheit dieſer Bildungsmittel drückt ſich etwas entſchieden Demokratiſches und Volksthümliches aus, und ſo erſtaunlich gering ſind die Unkoſten geworden, ſich zu bilden, daß Jeder vielmehr noch etwas zu eſſen oder zu trinken dazu bekommt, wenn er für einige Groſchen bei einem Conditor aus den Zeitungen aller Sprachen die Ereigniſſe der ganzen Welt erfahren, den Entwickelungsgang der Völker ſtündlich belauſchen und an Stoff jeder Art zu ſeinem eigenen Nachdenken ſich bereichern will. Auch kann man behaupten, daß bei dieſem vielſeitigen Geſchäftsſyſteme, durch welches das geiſtige Capital der Nation heutzutage in Umlauf gebracht wird, keine einzige bedeutende Erſcheinung der Literatur ganz unbeachtet und ohne alle Anerkennung vorübergeht. Es fehlt vielmehr nicht, daß faſt Jedes, ſobald es hervortritt, in der rechten Beziehung, in welcher es zum Tage ſteht, erkannt wird, und was Neues und Gutes in jedem einzelnen Buche vorhanden, geht daraus ſogleich in die allgemeine Bildung über, und wird ein Geſammtgut der öffentlichen Meinung. So vortheilhaft dies für die unmittelbare Wirkſamkeit der Idee iſt, ſo führt es doch auch die Nachtheile mit ſich, welche jedes Schnellleben über einen Organismus, der davon hingeriſſen iſt, nothwendig verhängt. Dies iſt eine rapide Conſumtion des Lebensſtoffes, welche durchgängig entſteht, und ſo kann es geſchehen, daß jetzt ein treffliches Werk des Geiſtes und

der Kunſt im erſten Jahre nach ſeinem Erſcheinen, durch vielfälti=ges Beſprechen und durch Auszüge ſeines beſten Gehalts in Journalen, gewiſſermaßen zu Tode gehetzt, nachher aber kaum mehr erwähnt, geſchweige denn geleſen wird. Dieſe Eile des Daſeins, dieſer verzehrende Drang nach immer Neuem liegt in dem Charakter jeder Uebergangsperiode. Erſt wenn ſich Alles wieder geordnet, in ſich ſelbſt befriedigt und klar ausgebildet haben wird, kann die Ruhe und Stätigkeit des Genießens und Betrachtens eintreten, die vor Allem der Kunſt zu ihrem Gedeihen unentbehrlich iſt.

Selbſt die ernſte Wiſſenſchaft hält es jetzt nicht mehr unter ihrer Würde, das Maſchinenweſen der Journaliſtik zur Förderung ihrer Arbeiten anzuwenden. Faſt jede noch ſo geſtrenge Fachwiſſenſchaft hat heut mehrere ihr beſonders gewidmete Journale zu ihrem Dienſt, durch welche ſie ſich theils ins Leben überzuführen, theils eine lebhaftere Verbindung innerhalb ihres eigenen Bezirks zu unterhalten ſucht. Manche, wie die Naturwiſſenſchaften, können kaum mehr ohne Journale beſtehen, da ſie dieſes Mittels nothwendig bedürfen, einen ſchnellen Austauſch ihrer Erfahrungen und Entdeckungen in der ganzen Welt zu bewerkſtelligen. Neben dieſem regſamen und unruhigen Drange, den die Wiſſenſchaft bekundet, ſich allgemein mitzutheilen, ſich mit ihren Ergebniſſen unter dem Volke zu zeigen und nicht mehr bloß in den Studirſtuben zu verſitzen, ſtrebt ſie zugleich überall nach einer geiſtreicheren Methode und freieren Darſtellung, als ſonſt jemals bei den deutſchen Gelehrten erhört geweſen. Doch fehlt noch viel, daß ſie bereits alle Pedanterie der Form abgeworfen und einige Kunſtbildung in ihrem Darſtellen angenommen hätte. Aber die wiſſenſchaftliche Methode hat in Deutſchland eine große Vergeiſtigung erfahren, die zum Theil ein Verdienſt der Hegelſchen Philoſophie iſt, das ihr nicht abgeſtritten werden kann. Dies Syſtem behauptet ſich übrigens jetzt inſofern als das letzte der Philoſophie, inwiefern es ein Syſtem iſt. Denn was in neueſter Zeit nach ihr hervorgekommen, die vielen jungen Privatdocenten=Syſteme und Sy=

ſtemchen, hat nur dazu gedient, das Syſtemweſen in der Philoſophie bereits zu parodiren.

Am meiſten wartet auf einen großen Umſchwung der Dinge die Poeſie. Sie iſt unter den heutigen Richtungen des Lebens die wachſamſte, denn ſie lebt nur von dem innerſten Mark der Nationalität, und lauſcht daher ſchon auf jede leiſe Regung, die durch dieſelbe hingeht. Sie harrt, nachdenklich trauernd, auf Krieg oder Frieden, denn in beiden kann ſie ihre Harfe gewaltig anſchlagen laſſen, aber nur in der Indifferenz des Daſeins vermag ſie nicht zu beſtehn, noch fruchtbar zu werden. Dieſe Kunſt hat vor Allem viel Abgelebtes und Ausgelebtes aus ihrem Weſen auszuſchneiden, doch ſieht man, daß ſelbſt das, was in ihr längſt zur Phraſe und Tradition geworden, noch immer viele gutmüthige deutſche Dichter zu begeiſtern vermag, die ſich und die ganze Nation für unglücklich halten, wenn ſie nicht täglich ihren Vers machen, und nicht jährlich wenigſtens einmal im Meßkataloge ſtehen.

Vom Publikum hat man noch immer nicht auskundſchaften können, wer es eigentlich ſei? Nur von Zeit zu Zeit werden einige Symptome an ihm ſichtbar, die auf das Weſen dieſes Weſens ſchließen laſſen. Neben wenigen eigenthümlichen Bedürfniſſen, die es in dieſem Augenblicke zu haben ſcheint, beſitzt es doch jetzt eine Beſonderheit, die es früher nicht gehabt und die es vorzugsweiſe geltend zu machen pflegt. Dies iſt die allgemeine Sittlichkeitsprüderie, die es als verkürzenden Maßſtab an alle Erſcheinungen der Literatur, beſonders aber der Poeſie, anlegt, und dieſe engherzige Anſicht des Lebens, die beſonders durch die Art und Weiſe des trivialen Geſellſchaftsweſens in Norddeutſchland immer mehr um ſich greift, wird leider noch durch die vielen übertrieben tugendhaften und zartſinnigen Schriftſteller, die wir haben, genährt. Aus dieſer Prüderie kann ſich jedoch nur zu leicht der Cynismus entwickeln, da aus jeder Unnatur wieder ihr Gegenextrem hervorgeht, und ſo ſteht lieber zu erwarten, daß man allmählig die urſprüngliche Derbheit, Freiheit und Zwangloſigkeit des deutſchen Weſens wieder lieb-

gewinnen wird, denn wer weiß es nicht, daß unſere Altvordern bei manchem dreiſten Scherz, an dem ſie ſich beluſtigten, doch im Grunde ſittlicher und ſittenkräftiger waren, als wir heut, die wir jedes kecke Wort, das noch einiges Eiſen in ſich trägt, aus geſelliger Höflichkeit hüten müſſen. Die wahre Zucht und Sitte ſtellt ſich nur in und mit der Freiheit der Geſinnung dar, und gegen die wirkliche Unſittlichkeit und Gemeinheit im Leben gibt es keine ſtärkere Waffe, als die ächte Poeſie ungebunden, und ohne prüde Hemmſchuhe, gewähren zu laſſen. So viel für heut vom Publikum und ſeinen Schriftſtellern.

Th. Mundt.

# Jugend=Wanderungen.

Aus meinen Tagebüchern.

Von dem Verfaſſer der „Tutti frutti“.

---

## I. Neapel.

— Der Gouverneur gab einen großen Ball im Palaſt Doria, den Carneval zu feiern, welchen der Papſt vergeblich verboten hatte. Schon nahte ſich der Morgen, die Kerzen waren niedergebrannt und die Gäſte fingen an ſich zu entfernen, als ein Fremder von Neapel mit der Nachricht eintrat, der Veſuv ſei in voller Eruption. Auf der Stelle entſchloſſen ſich Viele, noch denſelben Tag dahin abzureiſen, und eine Dame aus der Geſellſchaft bot meinem Freunde Wulffen und mir an, ſie zu begleiten. Man kann ſich denken, daß wir nicht zögerten, eine ſo ſchöne Gelegenheit eilig zu benutzen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns ſchon in einem bequemen Wagen auf der Straße nach Albano befanden. Die italieniſchen Poſtillone fahren äußerſt ſchnell, aber auf jeder Station muß man ſich auch auf einen Streit gefaßt machen, bald um die Anzahl der Pferde, bald um das Poſt= oder Trinkgeld, bei dem oft kein anderes Mittel übrig bleibt, als den Schreiern auf eine fühlbare Art den Mund zu ſtopfen. Einer, der ſeiner Meinung nach zu wenig erhalten, warf ſich wie ein Raſender vor die Räder unſers Wagens, der bei einem Haare über ſeinen Leib gegangen wäre.

Die pontiniſchen Sümpfe haben kein ſo trauriges Anſehn, als man erwartet; ſchöne Alleen doppelter Baumreihen faſſen mehrere Meilen lang die wohlunterhaltene Straße ein, welche

in gerader Linie hindurch führt; nirgends bekamen wir beſſere Poſtpferde, auch das Rindvieh, welches wir häufig im Sumpfe weiden fanden, war friſch und wohlgenährt, nur die Menſchen zeichneten ſich allerdings durch eine häßliche bleierne Farbe und ein kränkliches Anſehn aus, das wohl die mephitiſchen Ausdünſtungen der Gegend den Geſichtern aufprägen.

In Terracina kommt man zum erſtenmal an das Meer. Das Schloß auf einem hohen Felſen an der Straße liegt ſehr pittoresk, der ganze Abhang des Berges war mit hellgrünen Aloëen, indianiſchen Feigen, Caroubiers, Erdbeerbäumen, ſowie auch ſchon mit Narciſſen und anderen Blumen bedeckt. Von nun an wird Land und Himmel immer ſchöner, alle Vegetation glänzender und reicher. Bezaubernd iſt die Ausſicht vom Molo di Gaeta auf die Feſtung, das Meer und die umherliegenden Felſen; weite Orangengärten bedecken einen großen Theil des Ufers und die alte Villa des Cicero. Capua, in der Ebene von fruchtbaren Feldern und Oelbäumen umgeben, trägt keine Spur ſeiner ehemaligen Ueppigkeit mehr; es dient jetzt als Feſtung, deren Thore die Nacht geſchloſſen werden, weshalb man ſich einrichten muß, es bei Tage zu paſſiren. Man iſt in dieſer Hinſicht ſehr ſtreng in den italieniſchen Feſtungen.

Um fünf Uhr früh kamen wir in Neapel an. Die Gräfin blieb im Gaſthofe, um von den Fatiguen der Reiſe auszuruhen, während wir am Geſtade des Meeres, auf dem Molo di Chiaja umhergehend, den Anbruch des Tages erwarteten. Noch lag Alles in tiefe Dunkelheit gehüllt; nur von Zeit zu Zeit erhellten die aus dem Krater des Veſuvs emporflammenden Feuer wie einzelne Meteore die Gegend.

Nach und nach überzog eine glühende Röthe den Himmel, bis endlich die Sonne ſelbſt in blendender Pracht über dem ſchwarzen Berge hervortrat, und ſeine Feuer ſchnell verlöſchend, das Meer, die weite Stadt, Capri, den Pauſilipp und Calabriens entfernte Ufer mit unbeſchreiblichem Glanze umfloß.

Nach einer Stunde, die ich in innigem Entzücken über dies herrliche Schauſpiel zubrachte, ſuchten wir von Neuem die Nacht

in der Grotte des Pauſilipps auf, wo einige immerwährend brennende Lampen auch am Tage nur ein ſparſames Helldunkel verbreiten.

An Virgils Grab traten wir wieder ins Freie hinaus und pflückten pflichtſchuldigſt auch ein Blatt des ſo ſehr berupften Lorbeers, der, wie man behauptet, über ſeiner Aſche grünt. Wenn man etwas höher den Berg hinanſteigt, findet man einen ſehr vortheilhaften Standpunkt für die Ausſicht über Neapel und den ganzen Golf; dort nahmen wir unſer Frühſtück ein, eins der angenehmſten, das ich in meinem Leben gemacht habe, und kehrten dann in unſern Gaſthof zurück, der auf der Promenade della Villa, im ſchönſten Theile der Stadt, liegt. Gerade vor unſern Fenſtern, zwiſchen dem Meere und den Akazien, die die lange Promenade einfaſſen, ſteht auf einem mit Blumen geſchmückten Rundel die berühmte Gruppe des farneſiſchen Stiers. Eine Menge anderer Marmorſtatuen aus neuerer Zeit ſind die Allee entlang unter den Bäumen und Blumenbeeten vertheilt, die die ganze Gegend mit ihrem Wohlgeruche erfüllen.

Den übrigen Theil des Tages verbrachte ich mit Beſichtigung mehrerer Merkwürdigkeiten, und um eilf Uhr in der Nacht machten wir uns nach dem Veſuv auf den Weg. Unſere Geſellſchaft war durch die ſchöne Gräfin G.... und Herrn Schweigel vermehrt worden, der letzte ein in Italien wohlbekannter Künſtler und eben ſo froher als angenehmer Geſellſchafter, der ſich erbeten hatte, uns zum Cicerone zu dienen *). Auf dem herrlichen Pflaſter von breiten Lavaquadern rollten wir ſchnell bis Portici. Hier verließen wir unſern Wagen und eilten auf

*) Schweigel hatte nur wenige Büſten gefertigt, und trat plötzlich mit einem Amor hervor, der allgemein für ein Meiſterſtück anerkannt wurde. Seltſamerweiſe hat er ſeitdem nie wieder etwas componirt, man behauptete aber, daß der ſchöne, athletiſch gebaute Mann ſich dem Cultus ſeines Gottes deſto eifriger weihe. Er war ſo kräftig, daß er einmal neben dem Boote, das ſeine Geliebte trug, bis Capri von Neapel ſchwamm, acht Seeſtunden weit.

Eſeln weiter, von einer großen Anzahl Führer und Fackelträger begleitet. Beim doppelten Schein der Fackeln und des brennenden Veſuvs kamen wir bei der Einſiedelei auf der Hälfte des Berges an, wo ein verkleideter Gaſtwirth, der ſich einen Einſiedler ſchelten läßt, die Fremden mit ziemlich bitteren Chriſtusthränen regalirt. Hier ward einer unſerer Eſel ſtetiſch und warf die ſchöne G.... auf eine Weiſe ab, die unſere Künſtleraugen entzückte und unſer Herz klopfen machen mußte, die arme Dame aber in große Verzweiflung verſetzte. Auch behauptete ſie nachher halb weinend, es ſei ein übles Omen, und obgleich wir ſie neckend verſicherten, was ſie dafür hielte, erſcheine uns als das glücklichſte — hatten wir doch große Noth, ſie zur Fortſetzung der Reiſe zu bewegen.

Von hier ward der Weg immer beſchwerlicher, und bald konnte man ſich der guten Eſel gar nicht mehr bedienen; die letzte Viertelſtunde mußten wir alſo zu Fuß ſehr ſteil an loſer Aſche hinanklimmen, die bei jedem Schritte unter den Füßen wich und uns oft in einem Augenblicke weiter wieder herabrutſchen ließ, als wir in mehreren Minuten mühſam hinaufgeklettert waren. Damen und kränkliche Perſonen laſſen ſich von 10—12 ſtarken Männern tragen, welches aber, wie mir Leute, die es verſuchten, verſichert haben, eben ſo angreifend für die Träger, als beſchwerlich und gefahrvoll für den Getragenen ſein ſoll. Wir gingen ſämmtlich zu Fuß und hielten uns nur vermöge eines breiten Riemens, den unſere Führer umgebunden hatten, an ſie an, trafen aber demungeachtet alle ſehr ermattet oben ein. Wie ſehr hielten wir uns jedoch für jede ausgeſtandene Mühe belohnt, als wir den weiten Krater endlich betreten hatten, und ſich nun eins der ſeltſamſten Schauſpiele vor uns entfaltete.

Der tief eingeſunkene ſchwarze Keſſel, in dem wir uns befanden, mochte ungefähr eine Viertelſtunde im Umfange meſſen. In ihm hatten ſich fünf von einander getrennte Feuerſchlünde an dem uns entgegengeſetzt liegenden Ende des Kraters gebildet, die jetzt faſt ſo regelmäßig, wie bei einem Feuerwerke, ei-

ner nach dem andern zu ſpielen begannen. Die Explosion fing jedesmal mit einem dumpfen unterirdiſchen Donner an, der nach und nach an Stärke zunahm. Noch war es Nacht. Plötzlich mit einem heftigen unterirdiſchen Schlage erhob ſich eine Feuergarbe, aus Millionen Funken und Tauſenden glühender Steine beſtehend, thurmhoch in die Luft, ſchwebte eine Weile am Himmel und ſank dann majeſtätiſch wieder herab, faſt bis zu unſern Füßen herandringend und wie ein feuriger Regen ſich auf dem ſchwarzen Boden weit umher verbreitend. Sechs= bis ſiebenmal wiederholte ſich dies wundervolle Schauſpiel raſch nach einander, die letztern Auswürfe immer niedriger werdend, worauf einige Minuten ein Stillſtand mit der alten früheren Nacht zurückkehrte. Nach einiger Zeit begann der Donner von Neuem, und eine andere Oeffnung wiederholte dann das erſte Schauſpiel, ihre Flammenpyramide oft in noch höheren Dimenſionen den Sternen zuſendend. In dieſer Art wechſelten die verſchiedenen Schlünde faſt die ganze Nacht hindurch mit einer Ordnung ab, als leite ein unterirdiſcher dienſtbarer Gott nur ein Feſt zu unſerm Vergnügen.

Wir begaben uns jetzt nach einem andern Theile des Berges, wo ſich neben uns in drei breiten Strömen die Lava ziſchend den Berg hinab ergoß. Sie bildete an manchen Stellen hohe Feuerfälle, die ſich flammend über die Felſen in die Tiefe ſtürzten, wo ein kleines Thal, von ihnen angefüllt, wie ein brennender See erſchien. Die Erde bebte fortwährend und war ſo heiß, daß man nicht lange auf einem und demſelben Platze ſtehen bleiben konnte, ohne ſich ernſtlich die Sohlen zu verbrennen; oft ſahen wir nahe bei uns unvermuthet kleine Spalten in der dünnen Erdrinde entſtehen, und erblickten dann, kaum einen Fuß tief, das allgemeine Feuer unter unſern Füßen. Deutlich hörten wir ſein dumpfes unterirdiſches Brauſen, bald ſtärker bald ſchwächer aufkochend, und der Schwefelgeruch, welcher überall mit den Rauchwolken aus der Erde drang, wurde manchmal ſo heftig, daß er uns faſt den Athem benahm; beſonders erhitzte ein glühender Wind, der von den Lavaflüſſen her=

kam, rund umher die ganze Atmoſphäre und fiel peinvoll auf die Lungen. Ich hätte geglaubt, der Hölle nahe zu ſein, wenn wir nicht ein Paar ſo hübſche und ſo liebenswürdige Weiber bei uns gehabt hätten, daß man bei ihrem Anblicke wohl ans Sündigen, aber als Strafe höchſtens ans Fegefeuer denken konnte. Wir blieben im Krater bis gegen Morgen, wo die Eruption immer am heftigſten zu werden pflegt, und tranken unterdeſſen fleißig, durch Waſſer gemildert, die mitgenommenen **lacrimae Christi** auf die Geſundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus. So oft wir eine Flaſche geleert hatten, warfen wir ſie in die glühende Lava, deren Hitzegrad ſo heftig war, daß das Glas, ſobald es die Lava nur berührte, ſchon faſt in demſelben Augenblicke geſchmolzen mit dahinfloß. Einer der Führer erzählte uns, daß ein Engländer vor zehn Jahren dies Experiment ſtatt der Flaſche mit einem unglücklichen Eſel vornehmen ließ, den er vorher gebunden durch zehn Lazzaroni's hatte hinauftragen laſſen. Das arme Thier hatte nicht die Schmelzfertigkeit der Bouteillen gezeigt und fürchterlich geſchrien, ehe es völlig zu Aſche verbrannt wurde *).

Wir würden vielleicht auch noch jetzt nicht an den Rückzug gedacht haben, wenn uns nicht eine hohe Flamme, die plötzlich in der Entfernung einiger Schritte von uns aus der Erde ſchlug, allzulebhaft daran gemahnt hätte. Die Führer trieben uns fort, und wir waren in der That kaum dem Krater entſtiegen, als ſchon ein dumpfes Getöſe an unſer Ohr drang, das von demſelben Orte herzukommen ſchien, den wir ſo eben verlaſſen hatten. Wir erfuhren bald, daß ſich ein neuer Feuerſchlund ganz in der Nähe geöffnet, und wir vielleicht nur um wenige Minuten der romantiſcheſten unter allen Todesarten entgangen waren.

Nebel und Wolken verhinderten uns, bei Anbruch des Tages die gerühmte Ausſicht von dem Gipfel des Berges zu ge-

*) Ich glaube, daß dieſe Anekdote ſchon in den „Briefen eines Verſtorbenen" erwähnt wurde, habe ſie aber um des Zuſammenhanges willen hier nicht ausſtreichen mögen.

nießen. Wir eilten daher nach Portici zurück und beſchloſſen, ungeachtet unſerer Ermüdung, die Gelegenheit zu benutzen, um nach Pompeji einen vorläufigen kurzen Beſuch zu machen. Der Weg führt durch Reſina, Torre del Greco und Torre dell' Annunciata zwiſchen dem Meere und dem Veſuv hin, an deſſen Abhange man von hier am beſten den ungeheuern erkalteten Lavaſtrom betrachten kann, der vor mehreren Jahren ſich in Zeit von einer halben Stunde mit ſolcher Wuth hier ins Meer ſtürzte, daß deſſen Fluthen bis auf eine Viertelſtunde weit vom Ufer abgedrängt wurden.

Pompeji ſelbſt entſprach nicht im Geringſten meiner Erwartung. Jeder heutige italieniſche kleine Flecken, der eine Zeit lang abgedeckt geſtanden hätte, würde ein dieſer alten Stadt ſehr ähnliches Bild darſtellen. Alles iſt klein und mesquin, ſelbſt der Iſistempel und das Soldatenquartier. Bewundernswürdig iſt dagegen die Friſche der Farben an den wenigen Freskogemälden, die noch nicht fortgebracht oder geraubt ſind. Die weitere Ausgrabung wurde ſehr lau von einigen funfzig Kindern betrieben, die ganz auf neapolitaniſche Art arbeiteten, d. h. mit der einen Hand wieder zuwarfen, was ſie mit der andern aufgewühlt hatten. (1808.)

---

— Die Gräfin G.... iſt ein wahrer Engel! und ich fürchte, ich werde über dieſe lebendige Schönheit alle Antiquitäten und ſonſtige Naturwunder im Stiche laſſen. Heut Abend fuhr ich mit ihr in der Straße Toledo, die ſich faſt eine halbe Meile ausdehnt, lange auf und ab — wie ſchnell verging mir die Zeit! Die Masken tobten um uns her, und zuweilen erhielten wir eine Ladung weißer Gypsbohnen an die Wagenfenſter, die man ſich, die Zuckerbonbons zu erſparen, hier oft recht derb an den Kopf wirft; ein eigenes Vergnügen!

Die Toledoſtraße iſt auch am Tage mein gewöhnlicher Spaziergang. Das ſtete rege Leben, das fremdartige Gewühl darin, iſt ſehr unterhaltend. Man ſieht hier zwar keine ſo ſtolzen Paläſte, wie in Rom, aber die Häuſer fallen auch nicht,

wie dort, aus Mangel an Bewohnern in Ruinen; Alles iſt voll Leben, und zu gewiſſen Stunden ſind die vor jedem Fenſter befindlichen Balkons, gleich ſo vielen bunten Blumenbouquets, alle mit Damen angefüllt. Im Ganzen bietet Neapel mehr den Anblick einer reichen Handelsſtadt als einer Reſidenz dar, und iſt fern von der düſtern Größe Roms, die dieſe wunderbare Stadt, ſelbſt in ihrem Verfalle, noch immer ſo impoſant macht.

Die Gräfin führte mich nach beendigter Fahrt in ein Haus ein, wo man ein kleines Privattheater errichtet hatte. Sowohl Schauſpieler als Zuſchauer beſtanden nur aus Ducas und Ducheſſas, Principes und Principeſſas, denn in Neapel giebt es eben bekanntlich nur zwei Klaſſen: Herzöge und Lazzaroni. Man führte eine Tragödie vom Duca di Ventignano auf, Wilhelm Tell betitelt. Tell war in einen Ritter umgewandelt und Geßler in den Imperatore di Swizzera. Das Ganze war dieſer Maskerade analog. Einmal fiel Tell plötzlich über Geßler her, warf ihn mitten unter ſeinen Garden zu Boden und hielt ihm unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen eine Viertelſtunde den Dolch auf die Bruſt, um Frau und Kind Zeit zur Flucht zu laſſen. Nachdem Geßler endlich wieder aufgeſtanden iſt, kommt jedoch Frau Tell plötzlich wieder zurück, wird gefangen genommen, und als der Gemahl ihr die bitterſten Vorwürfe macht, die ihr gegebene Zeit nicht zur Rettung benutzt zu haben, entſchuldigt ſie ſich damit, ſie wiſſe nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtehe. Eine elende Ueberſetzung nach einem gewiſſen Moliero, wie mich die neben mir ſitzende Ducheſſa belehrte, beſchloß die Vorſtellung, und gab mir keine beſſere Meinung von den Schauſpielern und dem Geſchmack der Zuhörer, als die vorige Darſtellung. Der intereſſanteſte Mann in der Geſellſchaft war der Miniſter des Innern, der auch in der gelehrten Welt nicht unbekannte Erzbiſchof von Tarent, Capicelatro. Kotzebue hat ihm ein ganzes Kapitel in ſeiner Reiſe gewidmet. Er war der erſte vornehme katholiſche Geiſtliche, den ich öffentlich mit der größten Freimüthigkeit über re-

ligiöſe Gegenſtände ſich ausſprechen und ſogar bitter über die Mißbräuche geiſtlicher Hierarchie und ihre traurigen Folgen klagen hörte. Er ſei doppelt dabei intereſſirt, ſagte er ſcherzend, weil er ein großer Kunſtliebhaber ſei, und jede mutilirte Statue, die er ausgraben laſſe, ihn ſchmerzlich an den unvernünftigen Religionseifer der Chriſten erinnere. Vom Papſt ſagte er, ohne ſich im Geringſten zu geniren: qu'il n'était qu'un vieux imbecille, der ſeine weltliche Macht nicht aufgeben wolle, da doch nur das Geiſtige ihm obliege, und er lieber ſelbſt die Hand der nicht mehr zurückzuweiſenden Aufklärung bieten ſolle. Ungeachtet aller dieſer Aeußerungen ſcheint mir der ſchlaue Erzbiſchof, den Napoleon und Murat gleich auszeichneten, doch nur ein Mann zu ſein, der den Mantel nach dem Winde zu hängen verſteht, und folglich immer noch ein ächter Pfaffe geblieben iſt.

---

— Ich war beim ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Bibikoff, zum Eſſen eingeladen. Der Haushofmeiſter trat eben ein, um zu melden, daß ſervirt ſei, als wir aus der Ferne dumpfe Kanonenſchüſſe vernahmen. Alles eilte auf den Balkon, der die Ausſicht auf das Meer bot. Da ſahen wir langſam eine neapolitaniſche Fregatte, die bei ſchwachem Winde mit vollen Segeln bemüht war, das Cap Miſſene zu doubliren, in der Ferne von engliſchen Schiffen verfolgt, die eben die Kanonade begonnen hatten. Bald folgten auch zwei Corvetten und mehrere kleine Schiffe, die ſchon einige Tage früher, von den Engländern ebenfalls gejagt, ſich bei Bajä hinter das Cap geflüchtet hatten, und nun den Seewind benutzen wollten, um in den Hafen von Neapel einzulaufen, wo ſie allein völlige Sicherheit finden konnten. Der Wind mußte ihnen jedoch nicht ganz günſtig ſein, wenigſtens ſah man deutlich, daß die engliſchen Schiffe, als weit beſſere Segler, immer mehr Terrain gewannen. Niemand von uns wollte dieſes Schauſpiel verlaſſen; der Geſandte befahl alſo, das Diner auf dem geräumigen Balkon anzurichten, was ſchnell bewerkſtelligt wurde. Gemächlich bei Tiſche ſitzend,

ſahen wir ſo, faſt auf Kanonenſchußweite (denn eine Kugel flog in der That bis faſt auf die Promenade unter unſerm Hauſe), die ganze faſt eine Stunde dauernde Seeſchlacht in dem ſchönen Golfe vor uns, gleich einer Theatervorſtellung, mit an. Die Engländer hatten durch ihre Geſchicklichkeit im Manoeuvriren den größten Vortheil, und wandten ihren Bord gewiß immer zweimal, ehe es den neapolitaniſchen Schiffen nur einmal gelang. Nach und nach fingen alle Batterien der Stadt an, Theil an dem Feuer zu nehmen, was eine merkwürdige Tafelmuſik abgab. Der König Murat ſelbſt feuerte eine Kanone vom Caſtel del Ovo ab, und traf, wie man nachher behauptete, damit ſein eigenes Schiff. Nachher kam er in ſeinem burlesken Coſtüme, das er alle Tage ändert, heut als Ulan in Weiß und Cramoiſi, mit gelben Stiefeln, auf die Chiaja geritten, von einem glänzenden Generalſtabe umgeben. „F....... moi tous ces b.... à la mer!" rief er mit Stentorſtimme unter unſern Fenſtern, aber es war eine ganz ohnmächtige Wuth.

Die große Fregatte war bereits in einem kläglichen Zuſtande, faſt entmaſtet und furchtbar beſchädigt; eine Corvette, welche ſich am meiſten verſpätet, wurde genommen, und einige der kleinen Fahrzeuge wirbelten ein paarmal um ſich ſelbſt, gingen dann auseinander und verſanken, hier und da einzelne Stücke noch auftauchend — ganz wie in den **ombres chinoises**, und ſo nahe vor uns, daß wir mit dem Opernglaſe die einzelnen Menſchen unterſcheiden konnten.

Zuletzt erreichte die Fregatte dennoch den Hafen, aber faſt nur als ein unbrauchbares Wrack und mit dem Verluſt von 80 Mann an Todten und Verwundeten. Das Verdeck ſchwamm in Blut, erzählte mir nachher ein Augenzeuge, und die allgemeine Verwirrung, das Wehgeſchrei der Verſtümmelten, die Verzweiflung der Uebriggebliebenen bildeten eine wahre Schauerſcene.

Am andern Tage erfuhren wir, daß die Engländer Iſchia und Procida genommen und einige Stunden von Neapel gelandet wären. Ich miethete eine einſpännige Caleſina und fuhr

den Schweizertruppen nach, die man zur Vertreibung der Engländer detaſchirt hatte. In der Nähe des Kampfplatzes angekommen, ſtieg ich aus, und man konnte, ohne ſich großer Gefahr auszuſetzen, auf den Höhen und Felſen am Meere mehrere kleine Gefechte mit anſehen. Da brachte man einen rieſenmäßigen Officier getragen, der die heftigſten Schmerzen zu leiden ſchien, und legte ihn neben mir ins weiche Gras.

Ich näherte mich, um ihm vielleicht Hülfe zu leiſten, und erkundigte mich, worin ich ihm dienen könne. Er frug mit matter Stimme, ob ich einen Wagen habe, und ihn dann nach Neapel zurückbringen wolle, was ich mit Freuden bejahte. Er war nicht durch Waffen verwundet, ſondern nur fürchterlich zerſchlagen, tout brisé, wie er ſich ausdrückte; alles Fleiſch, ſagte er, ſei ihm von den Knochen gelöſt.

Auf der Heimfahrt, die ſeines Zuſtandes wegen nur im langſamſten Schritte vor ſich gehen konnte, erzählte er mir in abgebrochenen Sätzen, wie es ihm der Schmerz erlaubte, daß er mit einigen ſeiner Leute, um zu recognosciren, einen ſpitzen Felſen erklettert habe. Im Augenblicke, wie er oben ankommt, erſcheint von der andern Seite ein Trupp Hannoveraner, wahrſcheinlich in derſelben Abſicht, und in dem entſtehenden Handgemenge wird mein armer Schweizercapitain in eine Schlucht hinabgeſtürzt. Er verſicherte, thurmhoch gefallen und unterwegs mehrere Male rechts und links an die Felſenwände angeſchlagen zu ſein. Glücklicherweiſe fiel er unten ins Meer, was den Stoß auffing und doch hier nicht ſo tief war, um ihm die Rettung unmöglich zu machen. Zuletzt nahmen die Schmerzen des armen Mannes ſo zu, daß, als wir in tiefer Nacht bei ſeiner Wohnung anlangten, er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig war und im Fieber phantaſirte. Ich verließ ihn nicht eher, als bis ich ihn in den Händen eines Arztes ſah, der ſeinen Zuſtand für ſehr bedenklich hielt und nur eine höchſt langſame Heilung verſprach.

Wie ſonderbar, dachte ich: Hier am Ende Europa's, wo Franzoſen und Engländer Krieg führen, ſind es doch nur

Deutſche verſchiedener Länder, die für Jene gegen einander kämpfen! Armes Vaterland!

---

## II. Venedig.

Eine Stadt von einigen Stunden Umfang, die ſich mitten aus den Fluthen des Meeres erhebt, ohne daß man die geringſte Spur einer Inſel entdeckt, die ihr zur Grundlage dienen könnte, — iſt ein ſo neuer Anblick, daß hier vielleicht zum erſten Male die Wirklichkeit über die Einbildungskraft den Sieg davonträgt. Nicht minder ſonderbar iſt der Eindruck, wenn man das Innere der Stadt betritt und auf den wimmelnden Kanälen unzählige ſchwarze Gondeln raſtlos durch einander hingleiten ſieht, auf allen Seiten ein emſiges Leben gewahr wird, und doch Alles ſo ſtill bleibt, man weder den gewohnten Lärm der Wagen und Reiter vernimmt, noch das laute Geſchrei der Ausrufer und Verkäufer, noch der wogenden Fußgänger fernher tönendes Geräuſch — kaum hört man außer dem Plätſchern der Ruder von Zeit zu Zeit das melancholiſche Anrufen der Schiffer, wenn ſie ſich, um eine Ecke biegend, begegnen. Oft habe ich, an die Baluſtrade der Rialtobrücke gelehnt, mich an dieſem ſchweigenden Gewimmel ergötzt, das im Großen eine ähnliche Empfindung erregt, als wenn man auf einem Balle dem Tanze mit zugehaltenen Ohren zuſieht.

Von einem Ende zum andern durchſchneidet mit majeſtätiſch breitem Strome der Canale grande die Stadt. Man findet ſich, nicht ohne Erſtaunen, noch von den grünen Meereswellen getragen, plötzlich in der Mitte einer prachtvollen Straße, wo das Auge ſich an einer Menge glänzender Paläſte weidet, deren ſelbſt Genua und Rom an Reichthum und Schönheit der Architektur wenig ähnliche aufzuweiſen haben.

Aber was iſt erſt dem Markusplatz zu vergleichen! Man hat gewiß nicht nöthig, mir bei jedem Schritte das **Nil admirari** zuzurufen, ich gerathe nicht ſo leicht in Enthuſiasmus, aber noch iſt es mir nicht möglich geweſen, dieſen magiſchen Ort mit

Gleichgültigkeit zu betreten. Wie jener Geſandte Tippo's in Verſailles möchte ich ausrufen: „Man muß Opium nehmen, um ſolche Dinge in andern Ländern zu ſehen" — denn im Reiche der Wirklichkeit iſt der Markusplatz gewiß einzig in ſeiner Art. Nicht, daß es noch weit größere Plätze, einzelne vielleicht noch prächtigere Gebäude gebe, als die, welche ihn umſchließen, aber dieſe ſeltſame Verbindung von Originellem und Romantiſchem, von Pracht und Zierlichkeit, von Symmetrie und maleriſcher Freiheit, dieſe Einheit bei ſo viel Mannigfaltigkeit, dieſes poetiſche Ganze trifft man nirgends ſo an wie hier.

Einem ungeheuern Marmorſaal vergleichbar, an deſſen wunderbarem Bau entfernte Nationen und Jahrhunderte nach einander gearbeitet haben, ſteht dieſer Platz in ſtolzer Herrlichkeit da; lange Reihen hoher Paläſte bilden ſeine Wände, eine glatte Marmorfläche deckt den Boden, und zu ſeiner azurnen Decke wölbt ſich der Himmel!

Das ehrwürdige Schloß des Dogen, in ſchweren Maſſen aus roth und weißem Marmor aufgeführt, zieht zuerſt unſere Augen auf ſich; es ruft uns rohe, aber große und kraftvolle Zeitalter zurück. Kühn erheben ſich neben ihm die hundert Kuppeln und Thürme des Domes; goldene Moſaik und bunter Marmor bedecken ſeine Mauern, unzählige Säulen umgeben die ehernen Thore; Zierden aller Art, mannigfaltig und ſeltſam, ſchmücken den glanzvollen Tempel, der, wie ein fremdes Werk orientaliſcher Pracht und Phantaſie erſcheinend, uns nach Bagdad und Ispahan, in das Vaterland lieblicher Mährchen, verſetzt *). Auf Geſtellen von Bronze ſind vor den Pforten des Haupteinganges drei hohe Maſten aufgepflanzt, deren weithin flatternde Fahnen einſt Venedigs Herrſchaft über die drei Königreiche Candia, Cypern und Negropont verkündeten. Seitwärts erblickt man auf dem Torre del orloggio, frei in der Luft ſich regend, zwei metallene Rieſen, die mit erhobener Keule die

*) Die große Moſchee auf dem Platze von Meidan Chah in Ispahan ſoll in der That eine große Aehnlichkeit mit der Kirche von San Marco haben.

Stunden auf hellklingender Glocke anſchlagen; dem Thurme ſchließt ſich der Palaſt der alten Procuratorie an, beide aus dem ſpäteren Mittelalter, die letzten Zeugen jener ruhmvollen Zeiten, wo vor der Macht der Republik Kaiſer und Könige zitterten. Gegenüber hat das neuere Zeitalter ſich ſeinen Platz gewählt; die neue Procuratorie, die Bibliothek und Münze Sanſovino's, bieten Alles dar, was Geſchmack und Kunſt in den Jahren ihrer Blüthe am vollendetſten hervorbrachten; und um kein intereſſevolles Andenken zu entbehren, erinnern uns die coloſſalen Granitſäulen am Meere an Athen, wo ſie im zwölften Jahrhundert Venedig ſiegreich ſich eroberte.

So gehen hier Jahrhunderte und Nationen an unſerm bewegten Gemüthe vorüber, Geſchichte und Kunſt rufen mit hundert Stimmen uns zu, und bis auf den jetzigen Augenblick rollt ſich das treue Bild der Zeiten vor uns ab; wir ſehen auf dem letzten Blatte die leeren Geſtelle, von denen die Sonnenroſſe geſtiegen ſind, und vermiſſen den Löwen aus corinthiſchem Erz mit nach dem Meere gewandtem Haupte, den jetzt ein hölzerner erſetzt, der grimmig nach dem Lande blickt. —

Dies iſt der Markusplatz am Tage, ein ganz neuer iſt er bei Nacht. Als ich zum erſten Male einen Theil des Tages hier zugebracht hatte, ſetzte ich mich gegen Abend, da wo das Meer des Platzes Stufen beſpült, am Fuße der Granitſäule nieder, und ſah dem Spiele der Gondeln zu, die, wie um ihre Stöcke ſchwärmende Bienen, unter einer Reihe Kriegsſchiffen umhergaukelten. Palladio's Kirchen, San Giorgio und Redemtore, leuchteten von den gegenüber liegenden Inſeln herüber in der Abendſonne Gold, einzelne Thurmſpitzen zeigten noch in weiter Ferne die äußerſten Grenzen der ſchwimmenden Stadt. Nach und nach verſchwand eine nach der andern; in ſcharfen Abriſſen zeichneten ſich immer ſchwärzer die Schiffe, der Sonne Roth erblich und die Nacht hatte ſchon ihren grauen Schleier über entfernte und nahe Gegenſtände gebreitet, ehe ich, in die ſüßeſten Träumereien verſunken und auf das Treiben um mich nicht mehr achtend, ein einziges Mal nur meine Augen von dem

bezaubernden Schauſpiele vor mir abgewendet hatte. Wie ward ich jetzt überraſcht, als ich aufſtehend um mich blickte und plötzlich hundert Lichter mir entgegenblitzen ſah. Tageshell war der weite Kreis der rundumlaufenden Arkaden erleuchtet und warf bis in des Platzes Mitte leuchtende Strahlen über eine Menge Menſchen jedes Standes und Alters hin, die auf dem ebenen Marmorboden auf und nieder wogten. Viele Andere ſaßen unter Zelten vor den Kaffeehäuſern umher, wo lange Reihen von Stühlen für die müden Fußgänger in zierlicher Ordnung aufgeſtellt waren. Sänger und Muſikanten zogen von einem Zelte zum andern, und Schaaren von Dienern vertheilten ſich überall, mit Erfriſchungen beladen, unter dem Haufen. Dort verſammelte ein Puppentheater die Neugierigen um ſich her; hier machte ein Taſchenſpieler dem Pöbel ſeine Künſte vor, und nutzte die Dunkelheit beſſer als der Puppendirector ſeine Lichter; weiterhin erſchütterte ein Volkserzähler mit ſchrecklichen Mordgeſchichten die ihn ſtaunend umgebenden Zuhörer, während ſanft aus der Ferne Arioſt's und Taſſo's Lieder von den Gondeln herübertönten.

Vom Lärm betäubt, vom Glanz der Lichter geblendet, zog ich mich endlich an den einſamſten Ort zurück, und ließ, von der Klarheit abgewandt, meine Augen nach oben gerichtet, ſie in der Nacht umherirren. In undeutlichen Maſſen lagerten ſich die hohen Paläſte um mich her, ſie ſchienen an Majeſtät zu gewinnen, was ſie an Schönheit des Details verloren; ſeltſamer noch war im Halbdunkel des alten Dogenpalaſtes Anſehn, noch vermehrt ſchienen die vielen Kuppeln des Domes, und in doppelter Höhe däuchte mir der gigantiſche Markusthurm emporzuſteigen, auf deſſen Spitze der eherne Engel, gleich ſeinen himmliſchen Mitbrüdern, ſich unter den funkelnden Sternen verlor.

---

## III. Avignon.

Avignon trägt keine Spuren ſeines ehemaligen Glanzes mehr; krumme, finſtre und öde Gaſſen, unanſehnliche Häuſer,

von denen einige noch ſeit der Revolution in Trümmern liegen, Kirchen, die man theils zerſtört, theils in Fabriken, Lazareths, Pferdeſtälle u. ſ. w. umgewandelt hat, ſind die traurigen Ueberreſte einer Stadt, die lange Zeit dem Univerſalmonarchen der chriſtlichen Welt zum Sitze diente, und die uns Petrarka als die glänzendſte, wollüſtigſte und ſittenloſeſte ſeines Zeitalters ſchildert.

Von einem Felſen neben den Ruinen der ehemaligen päpſtlichen Burg hat man eine ſchöne Ausſicht auf das umliegende Land und den Lauf der Rhone. Ich überzeugte mich hier von Neuem, wie ſehr die hieſigen Gegenden gewinnen, wenn man ſie von fern anſieht, doch immer bleibt ein ſeltſam melancholiſcher Charakter über ſie ausgebreitet, der minder erquickende Gefühle erregt, als die lachenden Gefilde Italiens oder die majeſtätiſchen Scenen der Schweiz.

Den Tag nach unſrer Ankunft ritten wir auf Miethpferden nach Vaucluſe. Ein Kloſtergarten an den Ufern der Durance, — vielleicht nicht allzuweit von dem Orte entfernt, wo Aline einſt ihren Milchtopf zerbrach — lockte uns, durch die offenſtehende Thür in ſeine grünen Büſche einzutreten, die mit Pomonens reichſten Schätzen prangten. Wir ſtiegen alſo ab, um hier unter Weinlauben und Pfirſichbäumen uns ein wenig zu erfriſchen. Für drei Sous erhielten wir Erlaubniß, ſo viel abzupflücken, als wir eſſen könnten; der Gärtner ſchien jedoch nicht auf den nordiſchen Appetit gerechnet zu haben, mit dem wir ſeinen ſaftigen Pfirſichen und ſüßen Muskattrauben zuſprachen. Um ihn daher nicht übler Laune zu verlaſſen, glaubten wir gern die Kaufſumme verdoppeln zu müſſen.

In zwei Stunden erreichten wir auf einem angenehmen Wege Lille, an der Sorgue, eine kleine Stadt, bei der ebenfalls eine Allee hoher Ulmen vorbeiführt. Schon von fern ſahen wir mitten unter den Bäumen eine große Tafel an Stricken aufgehangen, die, gleichſam den Weg mit Gewalt verſperrend, den Pilgern nach Vaucluſe mit großgeſchriebenen Buchſtaben ein **Dejeuner champêtre** ankündigte, und auf der an-

dern Seite ein **Diner champêtre** den Zurückkommenden anbot. Wir zogen ungerührt bei beiden ländlichen Mahlzeiten vorüber, und kamen nach einer kleinen Stunde am Ziele der Reiſe, im lieblichen Thale von Vaucluſe an. Hier fließt die kryſtallhelle Sorgue über friſche Wieſen, und Mandel- und Feigenbäume baden ihre herabhangenden Zweige in den kühlen Fluthen; die ſteilen Berge deckt hier dicht und ſchön das helle Grün der Maulbeerblätter, vom düſtern Blau der Oliven ſchattirt, und maleriſch erhebt ſich in des Thales Mitte das alte Schloß der Biſchöfe von Cavaillon. Jenſeits des Dorfes iſt unter hohen Felſen der Urſprung der Sorgue, die berühmte Quelle von Vaucluſe.

Wie eine weite mit Waſſer angefüllte Grotte erſcheint ſie dem Auge, und kein Strudel, keine Bewegung verräth die grundloſe Tiefe, die noch nie das Senkblei erreichte. Geraume Zeit ſieht man die Steine, die man hineinwirft, langſam in dem klaren Waſſer untergehen, wie von einer unſichtbaren Hand herabgezogen; ein heiliges Schweigen, von keinem lebenden Laut unterbrochen, umgiebt die Nymphen der Quelle, die das Andenken des Sängers der Liebe mit ſüßen Schauern in die tiefbewegte Seele hauchen. Doch nicht immer herrſcht dieſe lebloſe Stille; die empörte Quelle erhebt ſich zuweilen bis an die gewölbte Decke der Höle und ſtürzt dann mit lautem Brauſen über den vor ihr liegenden Hügel hinab, durch den ſie jetzt ſich heimlich und ſchweigend ihren Weg in unterirdiſchen Gängen bahnt, aber hundert Schritte weiter, ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen faſt ſchiffbar, auf weichem Kräuterbette leiſe murmelnd dahinfließt. Mit ihr ſtrömten einſt Petrarka's Thränen über die Grauſamkeit ſeiner Laura, heftiger, wenn die Quelle ſchwoll, ſanfter, wenn ſie in ihr unterirdiſches Reich zurücktrat.

Bei unſrer Zurückkunft im Gaſthofe ließen wir eine Ziege von der Weide holen, die man in unſrer Stube melkte, um ihre Milch, noch nach Lavendel und aromatiſchen Kräutern duftend, warm trinken zu können; wir beſchloſſen dieſes zweite Frühſtück mit friſch gepflückten Mandeln und einer Bouteille ächten und

ſehr guten Muskatweins, worauf wir den übrigen Theil des Tages mit Leſung der Lebensgeſchichte Petrarka's zubrachten, welche uns die Wirthin mit ſelbſtgefälliger Miene nach der Mahlzeit überreicht hatte. Gegen Abend, als ſich die brennende Hitze durch ein heftiges Gewitter, das den ganzen Himmel lange Zeit in feuergelbe Farbe hüllte, etwas abgekühlt hatte, ritten wir langſam nach Avignon zurück.

Mein Reiſegefährte war mir durch den ſchnelleren Schritt ſeines Pferdes nach und nach beträchtlich zuvorgekommen, und da ich, über mancherlei Gegenſtände nachdenkend, meinen Gaul anzutreiben vergaß, bald ganz aus den Augen geſchwunden. Bei der verdoppelten Eile, mit der ich ihm jetzt zu folgen ſuchte, kam ich unvermerkt von der rechten Straße ab, und überzeugte mich nicht eher von meinem Irrthume, bis die Nacht einbrach und der bisher gebahnte Weg mitten unter weitläufigen Weinbergen aufhörte. Vergebens ritt ich bald rechts bald links auf engen Fußſteigen umher, die, mit loſen runden Steinen bedeckt, mein ſteifes Pferd bei jedem Schritte dem Fallen nahe brachten; es fand ſich kein Ausweg, und durch das viele Umwenden irre gemacht, wußte ich am Ende weder wo ich war, noch in welcher Richtung Avignon lag. Schwach nur erleuchtete der Mond die Gegend, wenn er auf Augenblicke aus den zerriſſenen Wolken hervortrat, und nichts ließ ſich hören, das nahe oder fern eine menſchliche Wohnung angekündigt hätte, nur das Summen der Cikaden und das Gekrächze einiger Nachtvögel ertönte zuweilen durch die nächtliche Stille. Nachdem ich eine Zeitlang unſchlüſſig gelauſcht hatte, ergriff ich die Partie, mein Pferd ſelbſt den Weg nach Hauſe ſuchen zu laſſen, und wenn es ihn nicht fände, mich unter irgend einem Baume ſchlafen zu legen. Die Luft war ſo lau, wie am ſchönſten Sommertage, und hätte mich Hunger angewandelt, ſo hingen ja Weintrauben in Menge unter meinen Händen. Mit dieſem Vorſatze ritt ich noch einige Stunden über Feld und Weinberge fort, ſtieß bald an einen Baum oder fiel in einen Graben, bis endlich unvermuthet lautes Hundegebell an mein Ohr ſchlug. Auf mein

Rufen erſchien ein junger Mann mit einer Laterne, der mich in provençaliſcher Sprache anredete; ich benachrichtigte ihn auf Franzöſiſch von meiner Noth, er verſtand mich aber nicht, und erſt nach langer Mühe gelang es, uns durch Zeichen einander verſtändlich zu machen. Sobald er mich hinlänglich gefaßt hatte, ergriff er ohne Weiteres mein Pferd beim Zügel und zog es laufend nach ſich über Stock und Stein, bis wir ungefähr nach einer halben Stunde an einen breiten Weg kamen, wo er mich verließ, mit dem Bedeuten, ich werde jetzt mich ſchon ſelbſt bis Avignon zurecht finden können, das nicht mehr weit entfernt ſei, er müſſe zu ſeinem Mädchen zurück (hier machte er einen äußerſt ausdrucksvollen Geſtus) — die ungeduldig auf ihn warte. — Was war gegen einen Grund wie dieſen einzuwenden! Ich bezahlte ihn alſo und überließ mich geduldig meinem fernern Schickſale. Obgleich ich nun, nach des Herrn Doctor Gall eignem Ausſpruche über mich, Ortsſinn in hohem Grade beſitzen ſoll, ſo ſchien es doch, als wenn ein neidiſcher Zauberer heute alle Operationen dieſes Sinnes unterdrückte — denn da ich nach einer Viertelſtunde an zwei Scheidewege kam, wählte ich abermals den falſchen, und erfuhr es erſt nach langer Zeit in einem großen Dorfe, wo ich zugleich hörte, daß Avignon von hier aus noch drei Stunden entfernt ſei! Gewiſſe Seelen machen gehäufte Widerwärtigkeiten nur immer hartnäckiger, und ich habe Urſache zu glauben, daß die meinige von dieſer Beſchaffenheit ſein muß, denn ungeachtet Müdigkeit und Nacht machte ich mich von Neuem auf den Weg. Ich verfolgte jetzt eine große Landſtraße, auf der eine nochmalige Verirrung faſt unmöglich ſchien; durch das Mißgeſchick der heutigen Nacht hatte ich aber ſo ſehr alles Zutrauen zu mir ſelbſt verloren, daß ich in jedem Hauſe, welches ich unterwegs antraf, zum Ueberfluß die Bewohner mit lautem Rufen erweckte, um mich zu erkundigen, ob dieſe Chauſſee auch gewiß nach Avignon führe. Die Meiſten glaubten, ich wolle ſie zum Beſten haben, und fluchten mir auf Provençaliſch alles erdenkliche Unheil nach, was ich nicht unterließ, ihnen jedesmal in eben ſo kräftigem Franzöſiſch zu erwiedern.

Um drei Uhr erſt kam ich bei der hohen Stadtmauer an, und wer hätte gezweifelt, daß nun alle Noth überſtanden ſei? Aber nein, da ich durchaus nicht wußte, auf welcher Seite der Stadt ich mich befand, und mich überdies die Sehnſucht nach meinem Bett immer eiliger vorwärts trieb, ritt ich unvermerkt bei dem Thore vorbei, an dem unſer Gaſthof liegt, und das gegen die ungeheure Mauer ſo klein iſt, daß man es auch am Tage faſt mit dem Perſpective ſuchen muß. Jetzt verging mir die Geduld, und wie ein großer Herr, wenn er einen dummen Streich begangen hat, ſeine Untergebenen dafür zu beſtrafen pflegt, gab ich meinem armen Pferde ein Paar derbe Peitſchenhiebe, das hierauf, ſeine letzten Kräfte anſtrengend, mich bald im Galopp an die verfehlte Thür zurückbrachte, wo ich denn endlich, vermöge eines kleinen Thalers an die Schildwache, in den erwünſchten Hafen einlief.

---

## IV. Marſeille.

Nach dem Aufenthalte eines Tages verließen wir Arles, abermals zu Fuß und unſre Mantelſäcke auf dem Rücken, weil es unmöglich war, in der ganzen Stadt weder einen Wagen, noch einen Eſel oder einen Träger zu bekommen. Es war zwar den Abend vorher einer von uns angenommen worden, der uns aber im Stich ließ, weil wir verſäumt hatten, uns ein Aufgeld von ihm geben zu laſſen; denn hier, wo Treue und Ehrlichkeit eben nicht ſehr an der Tagesordnung ſind, fängt der ſpaniſche und italieniſche Gebrauch an, nach welchem der, welcher etwas miethet, es ſei was es wolle, nicht Aufgeld giebt, ſondern erhält.

Faſt nüchtern, denn auf dem ganzen Wege war nichts als einige ſaure Weintrauben zu erhalten, kamen wir gegen Abend in St. Remy an. Während die Sonne ſchon unterging, beſahen wir noch die römiſchen Ruinen, die eine Viertelſtunde vom Orte, am Fuße einer öden Felſenreihe liegen. Sie beſtehen aus einem thurmförmigen Mauſoleum und den Reſten eines Triumph-

bogens; das erſte iſt mit zwei obenſtehenden Figuren faſt ganz erhalten, aber ſehr ſchlecht und grob gearbeitet. Von weit beſſerer Architektur iſt der Triumphbogen, auf dem man noch einige Basreliefs gut unterſcheidet; vorzüglich zeichnet ſich eine ſehr ſchöne weibliche Geſtalt aus, faſt in Lebensgröße, die, nackt an einen Baum gebunden, ihre bloßgeſtellten Reize ſchamhaft zu verbergen ſucht.

Um zwei Uhr in der Nacht ritten wir auf Eſeln bis Orgon, wo man uns ein ſehr gutes Frühſtück vorſetzte. Nahe bei Orgon führte der Weg an einem lieblichen Thale voll Wieſen und friſchem Laubholz vorüber, das viele Bäche durchſchnitten und hohe Felſen umkränzten. Hier im Thale von Cavaillon, dachte ich, mag es geweſen ſein, wo an jenem verhängnißvollen Morgen Aline auf weichen Raſen hinfiel, ihren Milchtopf zerbrach und mit ihm noch mehr als ihre Milch verlor!

Von Orgon ſetzten wir unſern Weg zu Fuß fort, und langten nach einem ununterbrochenen Marſche von zehn Stunden, faſt leblos vor Ermattung, in Aix an. Ein Mann, der uns die letzten Stunden begleitet hatte, gab uns, als wir beim Hôtel des Princes von ihm ſchieden, das drollige Zeugniß: que nous marchions supérieurement du pied.

Aix iſt ſchöner gebaut als alle übrigen Städte des mittäglichen Frankreichs, die wir bisher geſehen hatten. Der Cours, eine ſchöne Straße von 1300 Fuß Länge, die mit hohen Häuſern und einer breiten Allee geſchmückt iſt, dient zugleich zu einem angenehmen Spaziergange im Innern der Stadt.

In der Domkirche ſieht man eine Rotunde von antiken Säulen und hinter dem Hochaltar das Grabmal des bekannten Liqueur de Vins. Das Monument, welches Friedrich der Große dem Marquis d'Argens errichten ließ, befindet ſich jetzt auf der Mairie; die Inſchrift wurde in der Revolution abgeriſſen und iſt nicht wieder hergeſtellt worden.

Es giebt in Aix ein Badehaus, in deſſen Badekammern ſeit des Proconſuls Sextus Zeiten nichts als der Badehahn ge-

ändert worden ſein ſoll. Wir hätten es ſehr zu ſehen gewünſcht, konnten aber keine beſtimmte Auskunft darüber erhalten.

Des fernern Gehens müde, fuhren wir mit einem Vetturino nach Marſeille. Eine Stunde vor der Stadt, da wo die Straße ſich zu ſenken anfängt, erblickt man mit Einem Male die herrliche Ausſicht, welche unter dem Namen der Viſta bekannt iſt. Marſeille, von einer unzähligen Menge Gärten und weißen Baſtiden (Landhäuſern) umringt, ſcheint von hier nur in eine unermeßliche Stadt mit dieſer Umgebung zuſammenzufließen, welche das ganze Thal bis an den Halbkreis hoher Felſen ausfüllt, die es auf zwei Seiten umſchließen. Daneben verliert ſich der Blick längs dem unabſehbaren Meere, ſchweift über den Maſtenwald des weiten Hafens, den Hunderte von Gondeln und Schifferkähnen umgaukeln, oder ruht auf den majeſtätiſchen Felſenſchlöſſern von Chateau d'If Beau maigre und Rotonneau, die einzeln, ſchroff und ſchwarz aus den dunkelblauen Fluthen hervorragen.

Es war bei Anbruch der Nacht, als wir in Marſeille ankamen, der günſtigſte Augenblick, dieſe Stadt zum erſten Mal zu ſehen, beſonders zur jetzigen Meßzeit. Man ſtelle ſich eine gerade 4000 Fuß lange Hauptſtraße voll prächtiger Gebäude vor, die von zwanzig zu zwanzig Schritt mit großen in der Mitte aufgehangenen Lampen erleuchtet iſt, deren flammende Reihe ohne Ende ſcheint. Auf beiden Seiten der Häuſer zieht ſich eine breite Allee hoher Rüſtern hin, wo glänzende Buden zwiſchen den Bäumen ihre Waaren durch transparente Inſchriften den Vorübergehenden ankündigen; ein wogender Haufe Volk ſtrömt geſchäftig bei ihnen auf und nieder. Geſtalten aller Art, Juden und Chriſten, Türken und Mohren, ſieht man bei ſich vorübereilen, Alles lärmt verworren durch einander, und der allgemeine Tumult, die Menge Lichter, welche hier aus großen Spiegeln zurückſtrahlen, dort den Glanz einer mit Goldwaaren angefüllten Bude noch vermehren, oder von funkelnden Kronleuchtern herableuchten, die rauſchende Muſik, die an allen Enden ertönt, nettgekleidete Knaben, die Erfriſchungen umhertragen,

Sträußermädchen mit Körbchen wohlriechender Blumen am Arm, die keine verweigern werden, über die ſie zu disponiren im Stande ſind, — man glaubt einer Maskerade unter freiem Himmel beizuwohnen, und kann ſich an dem ſeltſamen Schauſpiel nicht ſatt ſehen. Die Hälfte der Nacht trieben wir uns mit dem taumelnden Haufen bei Sternenſchein unter den Buden umher, bis endlich Sterne und Lichter verlöſchten, und Jeder ſein wirthliches Dach, ſein reiches oder ärmliches Lager aufſuchte, der ſanften Ruhe in die Arme zu ſinken.

Sobald wir ausgeſchlafen hatten, war unſer erſter Gang wieder nach dem Corſo, dieſer prächtigen Straße, welche, indem ſie ganz Marſeille in ſeiner Länge durchſchneidet, bei Nacht der Glanz von hundert Lampen und bei Tag an jedem ihrer beiden Enden ein point de vue hoher Felſen ſchmückt, die unmittelbar vor den Thoren der Stadt ſich zu erheben ſcheinen. Alle Morgen wird hier unter den grünen Bäumen Früchte- und Blumenmarkt gehalten, der die ganze Atmoſphäre rund umher mit ſeinem Wohlgeruch erfüllt. Von Pomonens und Floras köſtlichen Gaben umringt, genießen wir dort täglich unſer Frühſtück neben einer ſprudelnden Fontaine, deren viele die lange Allee des Corſo zieren. Wir haben ſchon eine Menge Früchte hier kennen gelernt, die uns bis jetzt noch fremd, oder wenigſtens nur den Namen nach bekannt waren, als **Pastegues** (Waſſermelonen) **peches prunes**, kleine ſaftige Pfirſichen von der Größe der Pflaumen, eine beſondere Art dunkelblauer Feigen, **Alberges**, Grenaden und andere mehr. Alle dieſe Früchte ſind äußerſt wohlfeil, das Pfund der beſten Weintrauben koſtet einen Sous, die Melonen weit weniger als bei uns die Kürbiſſe u. ſ. w.

Außer dem Corſo giebt es noch andere mit Bäumen beſetzte Promenaden in der Stadt, die größtentheils, ſo wie auch die öffentlichen Brunnen, mit Monumenten geziert ſind. Marſeille gehört überhaupt zu den ſchönſten Städten, die ich geſehen habe; alle Straßen ſind allignirt, breit und gewölbt, mit erhöhten Trottoirs verſehen, und wie in Wien mit reihenweis gelegten unbehauenen Quadern gepflaſtert; nie ſieht man die

Stadt kothig, weil auch bei dem ſtärkſten Platzregen ſchon in einer halben Stunde Alles, was Schmutz veranlaſſen könnte, in den Hafen abgefloſſen iſt. Die hohen regelmäßigen Häuſer, welche überall in der neuen Stadt (denn von dieſer rede ich bloß, die alte Stadt, welche ganz von ihr getrennt iſt, und nur von gemeinen Leuten bewohnt wird, iſt abſcheulich) die Straßen einfaſſen, verdienen oft den Namen von Paläſten, einige von Puget erbaute ſind Meiſterſtücke neuerer Architektur. An vielen bemerken wir gläſerne Gewächshäuſer auf den Dächern. Die rue Beauveau, in welcher wir wohnen, beſteht bei einer Länge von 520 Fuß doch nur aus drei Häuſern auf jeder Seite, die alle von gleicher Länge, Höhe und Architektur ſind (man nennt ſolche große Häuſer hier Inſeln, isles). Am Ende derſelben ſteht quer vor das Comödienhaus, deſſen Colonade zum point de vue dient. Wir haben in dieſer Straße, in einem der ſechs Paläſte, die ſie ausmachen, ein Logis gewählt, aber wir wohnen eigentlich nicht in der Straße, ſondern darüber, wie es Frommen und Weiſen geziemt, dem Himmel näher als der Erde. Neulich zählten wir zum Scherz die Stufen, und es fand ſich, daß wir gerade neun und neunzig bis an unſere Stube zu ſteigen haben; wir ſchreiten über die hundertſte, wenn wir die Thürſchwelle betreten.

Jedes Ding hat ſeine gute und ſeine böſe Seite; wohl dem, der ſeinem Schickſal immer die gute abzugewinnen weiß! Wir finden unſern erhabenen Aufenthalt ſehr angenehm; beſtändig athmen wir die friſcheſte Luft, jeder Gang auf die Straße dient uns ſchon zu einer heilſamen Motion, die Ausſicht aus unſern Fenſtern über den Hafen und die bunten Wimpel ſeiner Schiffe iſt herrlich; es ſchmeichelt auch unſrer Eitelkeit, die Menſchen unter uns ſo klein und unbedeutend zu erblicken, während wir uns ſelbſt ſo hoch vorkommen; der dicke, beklemmende Dunſt der Stadt, ihr betäubender Lärm vertheilt ſich in der Luft, ehe er uns erreichen kann ..... aber ich würde nicht aufhören, wenn ich alle die Vortheile hernennen wollte, die ein ſechſter Stock darzubieten im Stande iſt.

Oft gehen wir auf den Quais des Hafens ſpazieren, der jetzt freilich keinen ſo lebhaften Anblick mehr gewährt, als früher, wo der alle Welttheile verbindende Handel ihn mit ſeinem geſchäftigen Gewimmel erfüllte. Unzählige von Schiffen liegen jetzt unthätig an einander gereiht, und verderben ungebraucht.

Der ganze Hafen und die breiten mit Quadern gepflaſterten Quais ſind mit einem Kranz der ſchönſten Häuſer umgeben, und der Kanal mit den umherliegenden Feſtungswerken, wie der hohe Felſen der **bonne mère de garde**, auf dem der Telegraph errichtet iſt, gewähren einen impoſanten und maleriſchen Anblick. Faſt den ganzen Tag, aber beſonders zur Zeit der Börſe, iſt dieſe Promenade mit einer Menge Volks angefüllt, das aus allen Gaſſen herzuſtrömt, obgleich der Ort die große Unannehmlichkeit hat, immerwährend von einem ſehr ſchlechten Geruche inficirt zu ſein, den verfaulte Fiſche und alle Arten von Unrath, die ihren Abfluß in den Hafen haben, verurſachen.

Auf der Conſigne, am Ende des Hafens, wird ein berühmtes Basrelief von Puget, die Peſt in Neapel vorſtellend, und ein Gemälde von David, das er noch in Italien gemalt hat, aufbewahrt, welches mir weit beſſer gefällt, als was ich aus ſeiner ſpätern Zeit geſehen habe. Jedesmal, wenn wir hierher kamen, fanden wir an den Thoren der Conſigne ſechs bis ſieben alte Weiber ſitzen, die unter betäubendem Schreien und Zanken Karten ſpielten; ihre zerkratzten Geſichter und zerzauſten Haare zeigten, daß die Zänkereien auch oft in Thätlichkeiten ausarteten. Sie bettelten uns gewöhnlich an, bewieſen aber keine Unzufriedenheit, wenn ſie nichts erhielten, eine Gerechtigkeit, die man im Allgemeinen den franzöſiſchen Bettlern widerfahren laſſen muß; faſt immer, wenn uns einer vergebens anſprach (wie man denn unmöglich, hier in Marſeille beſonders, wo es dergleichen zu Hunderten giebt, Allen etwas ſchenken kann) unterließ er dennoch nicht, uns mit einer tiefen Verbeugung nachzurufen: **„la même obligation, Monsieur, la même obligation; que Dieu vous benisse, vous me donnerez une**

autre fois," oder einen ähnlichen Spruch, mit dem ſie wohl wiſſen, daß ſie mehr ausrichten, als durch ein mürriſches Benehmen. Dieſer gute Calcul erinnerte mich an das, was uns Samuel Turner von den Tibetanern berichtet: „Die daſigen Bettler, ſagt er, anſtatt durch erdichtetes Elend zu rühren, oder mit angenommener Ungeſtalt die Augen zu beleidigen, treiben allerlei luſtige Poſſen, durch die ſie die Vorübergehenden in eine fröhliche Laune zu verſetzen ſuchen, um ſie ihren Bitten geneigter zu machen; verrathen ſie übrigens wirkliche Spuren des Elends, ſo muß ihnen um ſo mehr Jeder den Zwang hoch anrechnen, den ſie ſich anthun, durch ſcheinbare Luſtigkeit ihn zu vergnügen." Wer kennt nun die Menſchen beſſer, die Tibetaner, die Marſeiller, oder die deutſchen Bettler?

---

Wir leben hier ſeit einem Monat auf eine ſehr regelmäßige Weiſe, theils um Wechſel zu erwarten, theils uns durch eine lange Ruhe zur fernern Reiſe vorzubereiten. Früh bleibt Jeder allein auf ſeiner Stube, und beſchäftigt ſich, wie er eben will, bis 12 Uhr, worauf wir gemeinſchaftlich frühſtücken. Der Gebrauch, früh und Abends Kühe und Ziegen in der Stadt herumzuführen und vor den Häuſern zu melken, verſchafft uns täglich ein eben ſo geſundes als wohlſchmeckendes Mahl. Erlaubt es das Wetter nur einigermaßen (nicht immer iſt es hier günſtig, Gewitter ſind äußerſt häufig, und die warme Sommerluft wechſelt in einem Augenblick mit empfindlicher Kälte ab, ſobald der Miſtral zu wehen anfängt), ſo machen wir einen Spaziergang, der gewöhnlich ſehr lange dauert, weil man auf anderthalb Stunden von der Stadt nicht aus den hohen Mauern hinauskommen kann, die die umliegenden Weingärten und Baſtiden einſchließen. Gelingt es Einem aber, in das Innere der Mauern einzudringen, ſo findet man, daß hinter ihnen ſich oft die ſchönſten Gegenden ausbreiten, welche die Natur ſchon ſelbſt zu reizenden Gärten gebildet zu haben ſcheint. Je ſeltner der Raſen im mittäglichen Frankreich iſt, je ſchöner und friſcher iſt er auch, wo man ihn antrifft.

Der Herbſt fängt nach und nach an, das Laub der Bäume gelb und roth zu färben, verblichene Blätter decken die Erde, und ſinken mit der feierlichen Stille herab, die die Trauer der Natur verkündet; aber noch behält das Gras ſein glänzendes Grün, die Luft bleibt noch immer mild wie im Sommer, im Freien ſproſſen noch überall Blumen aus der Erde, und bunte Schmetterlinge umflattern ihre duftenden Kelche. In einem milden Klima ſcheint mir der Herbſt die ſchönſte der Jahreszeiten, ſowie das rüſtige Alter nach einem wohlgebrauchten Leben vielleicht die ſchönſte Lebenszeit ſein mag. Beiden iſt die angenehme Wärme der Sonne nur noch wohlthuend, nicht mehr drückend, für beide kleiden ſich in neue veränderte Geſtalten alle Gegenſtände um ſie her, ehe ſie ganz von ihnen ſcheiden, beide begleitet ſanfte Ruhe, eine ſüße ahnende Schwermuth bei ihrem leiſen Abſterben — um bald neuverjüngt wieder aufzublühen. Dehnt ſich die Vergleichung wohl auch bis dahin aus? Das iſt die große Frage, wie Hamlet ſagt. Doch oft, wenn mich in ernſten Stunden kleinmüthige Gedanken darüber anwandeln wollten, half mir immer ein einſamer Gang in freier Natur. Mein Herz erwärmte ſich an ihrem Buſen, und überzeugend ſprach ſie zu meinem Gefühl: Auch ihr, arme Menſchen, ſterbet nur hin, um neuverjüngt wieder aufzublühen. **Le coeur a des secrets, que l'esprit ne sait pas.**

Wenn wir vom Spaziergange zurückkommen, arbeiten wir noch einige Zeit und nehmen dann um ſechs Uhr unſer Mittagsmahl bei einem berühmten Reſtaurateur in der **Rue Vacon** ein, wo wir bei fetten Wachteln und vortrefflicher Küche noch das Vergnügen haben, ſtets eine Menge ſchöner Damen vor unſern Fenſtern vorbei nach der großen Promenade ziehen zu ſehen; oft auch iſt unſer Eßſaal eine dichte Weinlaube im Garten, deren reife Früchte von allen Seiten auf uns niederhängen.

Abends beſuchen wir gewöhnlich einige Bekannte, oder leſen mit einander, oder gehen auch zuweilen in das Theater,

deſſen Lokal ziemlich groß aber nicht geſchmackvoll, und das Schauſpiel dem Preiſe angemeſſen iſt; man zahlt nicht mehr als 12 Sous im Parterre. Sonſt galt das hieſige Theater für das erſte in den Provinzen, und brachte jährlich 300,000 Francs ein; ſeitdem aber Marſeille durch die Stockung des Handels täglich todter und öder wird, hat auch dieſes ſehr abgenommen. Demungeachtet iſt es noch ſehr beſucht, und am Sonntag ſogar keinem Gentleman zu rathen, ins Parterre zu gehen, wenn er nicht in die Verlegenheit kommen will, wider ſeinen Willen an den allgemeinen Prügeleien Antheil zu nehmen, mit denen ſich unter fürchterlichem Gebrülle der hier weilende Theil des Publikums an ſolchen Feſttagen ſehr häufig während der Zwiſchenakte zu beluſtigen pflegt. Ein noch größerer Tumult entſtand neulich durch die Verwegenheit eines engliſchen Seecapitains, der wahrſcheinlich mit ſeinen Kameraden eine Wette gemacht hatte, eine Komödie in Marſeille zu hören, die jedoch leicht zur Tragödie für ihn hätte werden können — aber das Glück iſt den Kühnen hold, und half auch dem tollen Engländer auf eine faſt unglaubliche Art noch durch, nachdem das ganze Haus ſchon mit Polizeidienern und Wache angefüllt war.

Alles, was zum Aeußern gehört, iſt außerordentlich vernachläſſigt, beſonders Anordnung und Ausführung der Decorationen. So ſahen wir einmal auf einer neuen, ſchon mehrere Tage vorher angekündigten Scenerie eine große Brücke, die den Hauptgegenſtand der Landſchaft ausmachen ſollte, anſtatt über den Fluß zu gehen, ihn der ganzen Breite der Bühne entlang cotoyiren.

Ein zweites kleineres Theater, **le Théatre Pavillon**, hat einige ſehr gute Acteurs, ſteht aber demungeachtet gewöhnlich leer.

Ich für meine Perſon gehe noch ſeltener als mein Freund ins Theater, weil ich überhaupt der franzöſiſchen Bühne, nach dem, was ich bis jetzt von ihr geſehen habe, wenig Geſchmack abgewinnen kann. Der Witz der Vaudevilles beſteht faſt im-

mer aus den nämlichen Wiederholungen und Zweideutigkeiten, die am Ende weit langweiliger werden und gewiß weit weniger Originalität haben, als die Späße des Wiener Kaſperle; ernſthaftere Stücke aber, oder Schauſpiele à grand spectacle werden mit ſo viel lächerlicher Uebertreibung geſpielt, ſind gewöhnlich von einer Gedehntheit, einem gänzlichen Mangel an wahrer Handlung, ſowie der Geſang, und ein großer Theil der franzöſiſchen Muſik-Compoſitionen überhaupt ſo unerträglich, daß der Augenblick, wo der Vorhang fiel, meiſtentheils der angenehmſte der ganzen Vorſtellung für mich war. Die Franzoſen haben viel Verſtand, aber wenig Imagination, daher iſt das Detail ihrer Stücke auch immer pikant, die Erfindung aber gewöhnlich ohne alles Intereſſe; man findet an einzelnen Stellen Vergnügen, aber das Ganze läßt Einen kalt. Das Gefühl ſprechen ſie noch weniger an, weil ſie es ſtets übertreiben, und die Menſchen übertreiben nur die Empfindungen, die ſie nicht haben — was man nicht hat, flößt man aber auch ſchwer ein*). Freilich ſpreche ich hier als Deutſcher, deſſen Begriffe von Gefühl von denen eines Franzoſen, vermöge des abweichenden Nationalcharakters, ebenſo verſchieden ſein müſſen. Oft hat mich dies ſchon die Erfahrung gelehrt. Einmal traf ich auf den Gletſchern von Chamouny einen ſehr gebildeten Franzoſen an, der Paris ſeit einem Monat verlaſſen hatte, um, wie er ſagte, doch auch die belles horreurs der Schweiz geſehen zu haben. Seine Neugier war befriedigt, und er ſehnte ſich ſchon ſchmerzlich wieder nach ſeiner Vaterſtadt zurück: „Ah, que je me rejouis de revoir Paris,“ rief er aus, „toute cette belle nature est à la vérité bien belle pour les yeux, mais convenez en, cela laisse le coeur vuide.“ Derſelbe Mann verſicherte mich nachher, daß er nie ohne Thränen Zaïre von Voltaire habe ſpielen ſehen können! Ich mußte bei dieſer Aeußerung lachen, weil mir einfiel, daß beſagtes Stück ſchon den Pariſern Thrä-

*) Man ſieht dieſem Urtheile an, daß es einer unerfahrenen, einſeitigen Jugend entſproß.

nen ausgepreßt, als man noch Orosmane im Haarbeutel und Zaïre im Reifrocke ſpielte.

Nach der Komödie begeben wir uns manchmal in ein Kaffeehaus, um Thee zu trinken, wozu wir ein uns bisher unbekanntes, ganz vortreffliches, ringförmiges Backwerk von ſehr angenehmem Geſchmack genießen, welches pucelages genannt wird und eine Merkwürdigkeit der Stadt Marſeille iſt, wie die Gänſeleberpaſteten in Straßburg. Die Kaffeehäuſer ſind hier ſehr beſucht; es giebt Leute, die beinahe als darin wohnend angeſehen werden können, wahre Virtuoſen im Müßiggang, die den ganzen Tag und die halbe Nacht hier ſitzen, ohne eine andere Beſchäftigung zu haben, als den Spielenden zuzuſehen und die Eintretenden anzugaffen. Eine Anekdote, die ſich vor einiger Zeit hier zugetragen hat, beweiſt jedoch, daß es Fälle geben kann, wo auch ſolche Menſchen zu entſchuldigen ſind. Ein Mann ſah in einem hieſigen Kaffeehauſe zwei Piquetſpielern von 6 Uhr Abends bis den andern Morgen um 4 Uhr mit der größten Aufmerkſamkeit zu, als dieſe endlich über einen zweifelhaften Fall in einen lebhaften Streit geriethen: „Mein Herr,“ wandte ſich der eine der Spieler zu ihm, „haben Sie die Güte zu entſcheiden, wer von uns Beiden Recht hat?“

„Ja, mein Herr, mit Vergnügen, wenn ich nur das Spiel verſtünde, was Sie ſpielen.“

„Wie, zum Teufel, Sie kennen das Spiel nicht? Weswegen haben Sie denn zehn Stunden hier wie angenagelt geſeſſen?“

„Mein Herr, ich bin verheirathet!“ —

Wir beſuchen zuweilen den Exdirector Barras auf ſeinem Landgute, und verlaſſen ihn immer ſehr zufrieden mit der liebenswürdigen und gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme, die wir bei ihm finden. Er iſt noch in ſeinen beſten Jahren, ein ſchöner Mann von einnehmenden Geſichtszügen, und ein angenehmer Geſellſchafter. Sein Lieblingsſtudium iſt jetzt die Naturgeſchichte. Das erſte Mal, als wir ihn ſahen, fanden wir ihn ſehr vergnügt über eine Art Thonerde, die er an demſelben Morgen

in den nahen Felſen gefunden hatte, und die er für ächte Porzellanerde hielt. Er beſitzt einen zahmen Wolf und einen zahmen Fuchs; letzterer erwies ſich beſonders äußerſt careſſant und poſſirlich, lief bei Tiſche wie ein Hund herum und wedelte auch ſo mit dem Schweiſe, um ein Stück Fleiſch zu erbitten.

Die Villa des Herrn Barras liegt ſehr reizend, und die Ausſicht von der Terraſſe auf das Meer iſt eine der ſchönſten um Marſeille. Wir ſahen hier vor Kurzem eine engliſche Flotte von neun Linienſchiffen vorbeiſegeln, die wir lange mit den Augen verfolgten, bis ſie endlich am Horizont verſchwand.

Seit einigen Wochen iſt der ehemalige König von Spanien mit ſeiner Gemahlin und einer Prinzeſſin, dem jüngern Godoi, Bruder des **Prince de la paix**, dem Sohne der Königin von Etrurien *) und einem großen Hofſtaate hier. Der König iſt eine merkwürdige, ganz exotiſche Figur. Er ſcheint nur mühſam zu gehen, läßt ſich ſtets von Godoi führen, und ſoll ſeine meiſte Zeit mit Eſſen und Schlafen zubringen. Täglich fährt er jedoch mit vier ſechsſpännigen Wagen ſpazieren, und der Zulauf des neugierigen Volkes iſt dabei noch immer ſo groß, als den erſten Tag. Außer ſeinem Hofſtaate hat der König auch 300 Mauleſel mit ſich gebracht, die aber jetzt verkauft werden ſollen; ſie ſind von einer Größe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die außerordentlich von dem Phlegma der hieſigen abweichen.

Ein andrer merkwürdiger Fremder für uns iſt ein vornehmer Algierer, der mit zwei Schiffen im Hafen liegt. Er bereitet ſich jetzt zur Rückreiſe, und hätte uns bald beredet, mit ihm zu gehen. Er ſpricht etwas Franzöſiſch und hat ein ſo ehrwürdiges und gutmüthiges Anſehn, daß wir uns ihm ohne Furcht anvertraut haben würden, wenn wir nur mit Geld genug zu einer ſo weiten Reiſe verſehen geweſen wären. Aber der Mangel dieſes leidigen Metalls hat uns ſchon manchen Reiſeplan vereitelt und manches lachende Project aufzugeben gezwungen!

---

*) Jetziger Herzog von Lucca.

Eine Gewohnheit in Frankreich, die ich ſehr zweckmäßig finde, iſt, daß Jeder, der dem Publikum dient, ſein Geſchäft ſei auch noch ſo unbedeutend, vor Thür oder Fenſter ſeines Hauſes eine anzeigende Inſchrift ausſtellt. Es iſt zugleich für die auf der Straße Gehenden eine unterhaltende Beſchäftigung, ſolche Inſchriften zu leſen, und den Charakter ihrer Verfaſſer im Einzelnen und Allgemeinen daran zu ſtudiren. Zur Probe gebe ich hier gleich die Beſchreibung unſerer Straße in dieſer Hinſicht, und überlaſſe Jedem ſelbſt, die Anmerkungen dazu zu machen. Für's Erſte ſcheinen drei Schneider übereingekommen zu ſein, ſich in alle Grade des guten Geſchmacks zu theilen. Bei dem einen lieſt man: **Au meilleur gout**; beim zweiten: **Au nouveau gout**, und beim dritten: **Au gout du jour.** Dies hat jedoch eine Putzmacherin nicht verhindern können, zwiſchen den drei Schneidern auch noch einen **Temple du gout** zu errichten. Ihr Tempel ſteht aber leer, ſeit ihre gegenüber wohnende Rivalin mit mehr erfinderiſchem Geiſte einen Schmetterling zum Schilde gewählt hat, mit der Inſchrift: **A la variété.** Im **Rez de Chaussée** des Eckhauſes iſt ein **Café**, der die Ausſicht auf den Hafen hat — man ſieht ein, daß er den Meergöttern geweiht werden mußte, **c'est le Café de Neptune.** Eine Eisbude daneben iſt ziemlich unanſehnlich, hat aber glücklicherweiſe ein ſpitzes Dach, und verdankt dieſem Umſtande den Titel: **Pavillon chinois.** Am andern Ende der Straße wohnen zwei Künſtler, deren Anzeigen ich ſehr oft verändert finde. Der erſte, **Artiste en cheveux** (Perückenmacher), benachrichtigt das Publikum: daß er ſehr regelmäßig wöchentlich mit Paris correſpondire, und theilt zuweilen Excerpte aus dieſer Correſpondenz mit. Der zweite, Chirurgus, Zahnarzt und Bandagenmacher, kündigt gewöhnlich Bruchbänder, Zahntincturen und Krücken für Kranke und Bleſſirte an; das letzte Mal galt aber ſein Avis bloß dem ſchönen Geſchlechte, dem er zu wiſſen that: daß er auf wiederholte und gehäufte Anfragen nach dergleichen Artikeln von Neuem Buſen, Hüften, **culs de Paris et c a e t e r a** habe kommen laſſen, deren Elaſticität, genaue Nachahmung der Natur und

Bequemlichkeit beim Anlegen ſchon längſt ſeinen geſchätzten Kunden hinlänglich bekannt ſei. Begierig, die falſchen Buſen, Hüften ꝛc. zu ſehen, ſtieg ich zu ihm hinauf, und erfuhr da erſt vollſtändig, was das großgeſchriebene **et caetera** eigentlich bedeute. —

Bei einem Bilderhändler ſtand unter einem Gemälde Napoleons folgende Inſchrift:

*Addition:*

**Lycurgue**
**Cyrus**
**Alexandre**
**Hannibal**
**Caesar**
**Charlemagne**

**Total: Napoléon le Grand.**

Die hieſigen Fiacres verdienen Erwähnung; obgleich nicht zahlreich noch neumodiſch, ſind ſie doch von einer Reinlichkeit und Eleganz, die man ſelten ſo allgemein antrifft. Es fällt dem Fremden ſehr auf, die Pferde bis auf die Beine geſchoren und nackt abbarbirt zu ſehen, eine Sitte, die in einem heißen Klima ihnen manchen Schweißtropfen erſparen mag, aber für das Auge eine ſehr unvortheilhafte Wirkung thut.

Geſtern war mein Geburtstag, an dem mir mein liebenswürdiger Reiſegefährte, der jedes Vergnügen unſerer Irrfahrten für mich verdoppelt und jedes Ungemach verſüßt, eine ſehr artige kleine Fete gegeben hat. Früh am Morgen ſchon erſchien er, die Guitarre im Arme, an meinem Bett, und weckte mich lachend mit der ſchönen Arie aus Glucks Iphigenia: „Du höchſtes, ſchönſtes Glück auf Erden, o Freundſchaft ꝛc.“ Sobald ich aufgeſtanden war, führte er mich an den Hafen, wo eine Gondel, mit bunten Wimpeln geſchmückt, uns erwartete. Einige Stunden durchſchifften wir das weite Reich der Amphitrite, beſahen das große Lazareth am Meere, wo die Schiffe Quarantaine halten, dann die Felſeninſel Chateau d'If, wo in einem gläſernen Sarge der General Kleber begraben liegt und einſt

Mirabeau gefangen ſaß; und als die ſalzige Luft unſern Hunger gereizt hatte, kehrten wir zum Frühſtück zurück. Dieſes, ſowie das nur aus meinen Lieblingsgerichten beſtehende Mittagsmahl übergehe ich, wie billig, und komme auf das Theater, wo dieſen Abend gerade eine Oper à grand spectacle aufgeführt wurde. Sie fing mit zwei Chören an, wovon das eine aus Kriegern, das andere aus Amazonen beſtand. „Combattons, vaincons," ſangen die Einen; „menageons nos vaincus," erwiederten die Andern. Der Geſang hatte kaum begonnen, als ſchon ein ſo unmäßiges Gelächter entſtand, daß man weder Muſik noch Sänger mehr hören konnte. Einige riefen Ruhe, die Lacher lachten noch lauter, und es dauerte nicht lange, ſo übte ſich das Parterre, wie gewöhnlich, in Ringerkünſten. Viele verließen das Theater, und wir folgten ihnen, um von der Promenade Napoleon, die auf einem Felſen am Meere endigt, der Sonne blutrothe Scheibe in die dunkelblauen Fluthen hinabſinken zu ſehen. Der Abend war herrlich, und während das weite Meer und der Himmel vor uns in Purpur erglänzten, erleuchtete hinter uns der aufgehende Mond mit blaſſem Lichte die Stadt und die dunkeln Felſen umher. Das Entzücken an dieſem, alle Vorſtellungen „à grand spectacle" ſo weit überſteigenden Schauſpiele benahm uns eine Zeit lang die Sprache, aber unſere Seelen verſtanden ſich doch, und froh fühlten wir, wie gleiche Empfänglichkeit für die Herrlichkeit der Natur uns verband, wie weit entfernt wir Beide waren, durch eine bejammernswürdige Fühlloſigkeit alle zarteren Regungen zurückzuſcheuchen und die reinſte aller Freuden durch kalte Zergliederung zu ſtören.

Den Reſt des Abends brachten wir mit Leſen zu, und wählten dieſes Mal die Chronik von Marſeille zu unſerer Lectüre. Unter mehreren anderen merkwürdigen Dingen erfuhren wir daraus, daß ehemals die Weiber der Marſeiller, nachdem einige in der Trunkenheit ihren Männern untreu geworden waren, in Maſſe das Gelübde thaten, nie wieder Wein zu trinken, um in keinen ähnlichen Fall mehr gerathen zu können.

Haben nun ihre weiblichen Nachkommen gefunden, daß die Enthaltſamkeit des Weins noch nicht hinlänglich ſei, um vor dem Genuſſe der verbotenen Frucht zu bewahren, oder ſind ſie ihrer Tugend ſicherer geworden wie jene? Darüber ſagt die Chronik nichts, ſo viel aber iſt gewiß, daß man jetzt allgemein wieder Wein trinkt.

---

Ueber die

# Erſcheinung der ökonomiſchen Aſſociationen in Frankreich.

Vom Prof. Dr. Johann Schön in Breslau.

---

Iſt Deutſchland das Reich der Idee, ſo iſt Frankreich das Reich der Erſcheinung. Daher richtet ſich mit Grund der deutſche Gedanke vorzüglich auf die Erſcheinungen jenſeits des Rheins, um ſie zunächſt wiſſenſchaftlich zu verarbeiten. Seit Jahren war keine Debatte für den ſinnigen Staatsgelehrten bedeutſamer, als die jüngſte über das moderne Aſſociationsweſen; ſie veranlaßte die inhaltſchwerſten Betrachtungen, die zum Theil eine neue Perſpective in die Zukunft unſerer Nationalökonomie eröffnen können.

Als der Staat als eine allumfaſſende Aſſociation von den Franzoſen begriffen wurde, hoben ſie den Hammer, die kleineren, niederen Aſſociationen als „Staaten im Staate“ zu zertrümmern. Es ſank beim erſten Hammerſchlage das geſammte Zunft- und Gutsverbandweſen, beim zweiten Hammerſchlage ſtürzte das geſammte Communalweſen, beim dritten Hammerſchlage fiel das geſammte Departementalweſen. Nicht gegen die Form allein war der Schlag gerichtet, ſondern gegen das Weſen ſelbſt, gegen die Aſſociation in den untern Kreiſen der „Staatsgeſellſchaft“; denn es ward die Vorkehrung getroffen, daß nichts Neues von unten herauf an die Stelle des Alten, Abgelebten ſich ſetze. Die ununterbrochenen Kriege und Siege hielten die Nation dergeſtalt in Athem, daß bis zur Reſtauration der jeder zuſammenlebenden Maſſe einwohnende Bildungs-

trieb den nöthigen Spielraum nicht vermiſſen konnte. Sobald jedoch der Zuſtand tiefer Ruhe erreicht wurde, zeigte ſich theils negativ, als ſcharfe Polemik gegen die herrſchende Centraliſation und Büreauarchie, theils poſitiv, in der Anforderung lokaler und ökonomiſcher Aſſociationen, das zurückgetretene Bedürfniß von unten ausgehender Organismen. Was iſt denn S. Simons Volkswirthſchaftslehre anders, als Bekämpfung der Arbeitstheilung ohne Aſſociation der Arbeitenden? Was iſt Fourier's „Parallelogrammatiſation" zur Verwirklichung eines „Phalanſtere", wenn nicht die phantaſtiſche Wiedergeburt eines lokalen Aſſociationsweſens? Als die Julirevolution von den tauſend Augen der hohen Polizei hundert ſchloß und von den hundert Armen derſelben über funfzig lähmte, mußten viele Träume zur Realiſation gelangen. Nicht zu bewundern iſt alſo das Hervorquellen der bunteſten Aſſociationen. Wenn auch die meiſten das Urtheil der Verdammung an der Stirne tragen, ſo ſind deren mehrere doch ſo ſehr aus lokalen Umſtänden erwachſen, daß ſie für die Natürlichkeit ihrer Erſcheinung Bürgſchaft leiſten. Ich deute hier nur auf die Pariſer **Administration des services publiques** *). Eine Geſellſchaft beſorgt zu gemeinſchaftlichem Gewinne gegen beſtimmte Bezahlung durch ſichre Perſonen alle kleinen Dienſte (Kleiderreinigen, Botengänge, Transporte von Möbeln u. ſ. w.), wodurch allerdings eine gewiſſe Moraliſation des Gemeinſten erzielt werden mag. Iſt nun die Erſcheinung der ökonomiſchen Aſſociationen in Frankreich kein Spiel der Willkür, hat ſie eine Wurzel in den Nationalzuſtänden, dann verdient ſie gewiß eine tiefere Betrachtung, eine andere Behandlung, als ihr bisher zu Theil geworden iſt. Was man bisher vorſchlug und wünſchte, iſt nichts als die Macht, jeden Verein in der Geburt zu erſticken; es iſt auch nicht ein einziges Mal davon die Rede geweſen, den ſpielenden Bildungstrieb auf geſetzliche Bahnen zu leiten. Ohne dieſes kann aber das ſchärfſte Geſetz nicht für die Dauer wirken; die Polizei be-

*) Siehe Dingler's polytechniſches Journal, **XLVIII**.

ginnt den Hyderkampf, jedes Haupt, das vom Rumpfe gelöſet wird, droht aus dem kleinſten Blutstropfen friſch emporzuſchießen.

Hier offenbarte ſich wieder einmal recht deutlich, wie ſehr der modernen Politik zu dem Worte, das alles löſet, laufen, ſtürzen, ſpringen macht, noch das Wort fehlet, welches das Gelöſ'te wieder auf eine neue und beſſere Weiſe zuſammenfügt und geſtaltet. Namentlich zeigte ſich ſehr beſtimmt, wie ſehr unſrer Staatswirthſchaft die Ahnung des organiſchen Princips der Volkswirthſchaft noch abgehet. Die Geſchichte lehret zur Genüge, daß das Gewerbe die Nation organiſirt. Wie anders iſt ein Hirtenvolk, wie anders ein Handelsvolk; welche eigenthümliche Züge bekommt jede Nation durch die Miſchung der Gewerbe! Dieſer aus der Wirthſchaft hervorgehende eigenthümliche Geiſt kann keinen Augenblick aufhören zu leben und ſohin ſich organiſch zu äußern, und die Polizei hat nur die nöthige Nachhülfe zu leiſten, die Hinderniſſe zu beſeitigen, die Abwege zu verſperren. Aber von allem dem findet ſich in der Staatswirthſchaftslehre nicht die mindeſte Andeutung. Die Schule der Merkantiliſten erhebt die Oekonomie zur roheſten Geldſchneiderei, die Phyſiokratie ſpannt das Volk auf das Prokruſtesbett ihrer engen Ordre naturel und das Induſtrieſyſtem geht mit Vorſicht Allem aus dem Wege, was Zweifel an der Zulänglichkeit des natürlichen Eigennutzes erregen könnte. Hat doch A. Smith aus dem freien Schalten des Eigennutzes, aus der bloßen Concurrenz auch die beſte Erziehung und Bildung der Nationen erwartet. So iſt es freilich kein Wunder, daß bei einer ſo langen Debatte kein Wort über die Bedeutung des ökonomiſchen Aſſociationsgeiſtes ausgeſprochen wurde, und daß überall diejenigen Stimmen, die von der Aſſociation eine tiefere Vorſtellung errangen, nur entweder die Wiederherſtellung des verſchwundenen Communal- und Zunftweſens oder den Verſuch abſtrakter Ideale begehrten. Wie brüſten ſich diejenigen, die zu dem alten Aſſociationsweſen rathen! Sie vergeſſen ganz, daß die frühzeitige Ertödtung des Lebensgeiſtes die alten Orga-

nismen urſprünglich in Staub ſinken macht. Obgleich nämlich die Commune im Mittelalter ſich organiſch ordnete, obgleich die Abtheilung und Verbindung der Einwohner aus dem Leben hervorquoll, ſo war die Form doch nur auf den Moment berechnet, ohne Fähigkeit, den zukünftigen Veränderungen ſich leicht anzuſchmiegen. Eine Umkehrung der Vermögensverhältniſſe machte die Stadtverfaſſung unpaſſend, eine Neuerung in den Gewerben untergrub das Zunftweſen. Dieſe Unverbeſſerlichkeit der mittelalterlichen Organiſationen hat dieſelben im Voraus der Zerſtörung geweiht, und diejenigen, welche die Gegenwart damit fördern wollen, denken todte Roſſe an den Wagen der Zeit zu ſpannen! Weiſe erſcheinen ſie nur im Vergleich zu jenen abſoluten Organiſateurs, welche in dem Un- und Antihiſtoriſchen eben das Merkmal des Vernünftigen erkennen. Der Wahrheit ſind ſie jedoch weit hinderlicher, weil ſie durch die todte Schale den lebendigen Kern in Verruf bringen.

Je weitgreifender dieſe Rügen ſind, deſto nothwendiger iſt es, Andeutungen über die wahre Organiſation der niedern Lebenskreiſe zu geben, damit nicht diejenigen ein ſcheinbares Recht bekommen, welche den Schlüſſel der modernen Zuſtände verloren glauben und keinen Ausgang aus dem Irrſal für möglich halten. Man halte es mir daher zu Gute, wenn ich nun den Blick von der Erſcheinung der ökonomiſchen Aſſociationen Frankreichs wegziehe und zu den mir ſichtbar gewordenen Grundlinien einer wahrhaften „natürlichen Ordnung" des niedern geſellſchaftlichen Lebens erhebe.

## I.

Es iſt keine Ueberſchätzung der materiellen Beſtrebungen, wenn die Oekonomie als die Trägerin des geſammten Volkslebens betrachtet wird. Die ganze Geſchichte, nicht bloß der Völker, ſondern auch der Natur, redet dieſer Betrachtung das Wort. Ein Blick in den Staat der Bienen oder der Termiten bekundet uns, wie das Grundprincip der geſellſchaftlichen Organismen bei allen lebenden Weſen von der Oekonomie ausgehet.

Vereinigung der Einzelnen zu wirthſchaftlichen Zwecken iſt

aus dieſem Grunde die Baſis aller geſellſchaftlichen Bildungen, die Wurzel aller höhern Entfaltungen. Adam Smith ſpricht nur von den Vortheilen der Theilung menſchlicher Thätigkeiten; aber ohne Vereinigung der Menſchen iſt gar keine Theilung der Arbeit möglich! Vereinigung der Arbeitenden erlangt ſogar die Kraft, ein Kapital zu erſetzen. In Irland dient ein Pflug mehrern Bauern *).

II.

Alle ökonomiſche Vereinigung beruht auf einem gemeinſchaftlichen Intereſſe; ſo viele Intereſſen gemeinſchaftlich werden können, ſo viele Keime von Vereinigungen laſſen ſich denken. Man ſtellt ſich irrig vor, daß Aſſociationen nur in Städten heimiſch ſein können, auch das flache Land bietet ein weites Feld für mancherlei Aſſociationen. Was ſind die Hagelverſicherungsanſtalten, die Gemeinheiten aller Art anders, als ländliche Aſſociationen?

Die Aſſociationen zerfallen jedoch in zwei Klaſſen dergeſtalt, daß die Aſſociationen der zweiten Klaſſe in den Aſſociationen der erſten Klaſſe eingeſchachtelt gedacht werden können. Das Intereſſe iſt nämlich entweder ein verſchiedenen Menſchenklaſſen durch das Zuſammenſein gemeinſames, oder aber ein die Menſchen gleicher Art verbindendes. Aus dem erſten Intereſſe entſpringt eine Commune, aus dem andern eine Corporation, eine Zunft oder Innung.

III.

Eine Commune iſt in der That eine ökonomiſche Aſſociation, denn die Glieder derſelben wollen an einem gewiſſen Orte nicht nur wohnen, ſondern auch daſelbſt ihren Unterhalt finden. Gehen wir in die dunkelſten Zeiten zurück, ſo tritt das Weſen der Commune als einer ökonomiſchen Aſſociation auf das deutlichſte hervor. Im alten Germanien war der Boden ein Eigenthum der Communen, und die Communalobrigkeit vertheilte ihn nach gewiſſen Berechtigungsverhältniſſen unter die Einzel-

*) Steinlein, Volkswirthſchaftslehre, I. 324.

nen zur Beſtellung und Benutzung. So ſagt Cäſar: Magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque, qui una coierint, quantum et quo loco visum est agri attribuunt. Und Tacitus meldet: Agri pro numero cultorum ab universis in vicos occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Auf dem Hundsrück kommt es in vielen Gemeinden noch vor, daß jährlich ein Theil der Flur durch das Loos vertheilt wird *). In dem Fürſtenthume Lowicz gab es nach Krug **) im Anfange dieſes Jahrhunderts noch kein abſolutes Sondereigenthum, ſondern die Obrigkeit vertheilte noch jährlich die Ländereien unter die Einzelnen.

## IV.

Es iſt daher dringend nothwendig, daß die Commune auch als eine ökonomiſche Aſſociation behandelt werde. Dieſer Geſichtspunkt kann aber nur alsdann geltend gemacht werden, wenn der Commune nachgelaſſen iſt, für ihr Intereſſe ſelbſtändig zu ſorgen, wenn ſie nicht Alles aufnehmen muß, was ſich irgend zu ihr meldet und ihr nur Verarmung oder Demoraliſation zuführen kann, und wenn ſie die Ueberſetzung reinlokaler Erwerbe und andres Nachtheilige zu behindern vermag. Leider haben in wenigen Ländern die Communen dieſe Macht, daher die Verarmung, der Unfrieden. Allerdings ſind die Communen nur Ringe in der großen Kette, die wir Staat nennen, und es dürfen die Ringe ſich nicht abſondern, ohne daß die Kette zu exiſtiren aufhöre; aber nur ein Thor kann glauben, die Kette zu verſtärken, wenn er die Ringe ſchwächt. Beſtimmt das Geſetz genau, wie weit die Commune in ihrer ſelbſtändigen Wirkſamkeit gehen kann, wird die Organiſation der Communalbehörde nach dem Communal- und Staatsintereſſe zugleich ausgeführt, ſo darf man nicht fürchten, daß, wie im Mittelalter,

*) Rau, politiſche Oekonomie, I. Th. 2. Aufl. S. 202.

**) Geſchichte der ſtaatswirthſchaftlichen Geſetzgebung in Preußen, I. 188.

jede Stadt wieder ihre eignen Mauthen, Geſetze, Waffen u. ſ. w. annehme, daß enger Krämergeiſt und Spießbürgerſinn in den niedern Regionen des Volkslebens walte.

## V.

In dem Kreiſe der Commune bilden ſich nach den verſchiedenen Intereſſen einzelner Einwohnerklaſſen verſchiedene, ſpecielle Vereine. Dieſe Vereine müſſen der Communalgewalt durchaus untergeordnet ſein, ſonſt bedrohen ſie das Communalintereſſe. Es iſt daher ſelbſt auf die phyſiſche Macht dieſer Vereine zu ſehen. Die Handwerker-Corporationen wachſen in England ſehr oft der Commune über den Kopf, und dann ſtellen ſich die empfindlichſten Nachtheile ein. So mußten die erſten Strumpfwirker in Kellern arbeiten, ihre Waare in bedeckten Körben zu Markte tragen; ſo wenig war die Commune im Stande, die Zunft der Strumpfſtricker niederzuhalten. In neuern Zeiten konnte die Communalgewalt von Leeds lange nicht die Fabrikarbeiter hindern, die Gigmills niederzureißen, wenn die Fabrikanten ſie einführen wollten *). Ferner müſſen dieſe Vereine auch in keinem Falle auf irgend einem Zwange beruhen. Kein Gewerbsmann muß zum Eintritt in irgend eine Zunft verpflichtet werden. Von der Art ſind die engliſchen Zünfte. Dieſelben ſind nur Wählerinnen der Behörden, aber keine Monopoliſtinnen in den Gewerben. Man kann treiben, was man will, ohne in eine Zunft einzutreten, und will man Corporationsrechte genießen, ſo kann man ſich jeder Zunft anſchließen, welcher man ſich immer anſchließen will **).

## VI.

Die Aufgabe der ſpeciellen Vereine iſt die Beſorgung ihres ſpeciellen Intereſſe, ſoweit daſſelbe mit den beſtehenden Geſetzen und Rechten ſich vereinbaren läßt. Es kann jedoch denſelben von der Commune unter gehörigen Vorſichtsmaßregeln auch ein

---

*) Nemnich, Reiſe nach England, S. 179, 213.

**) Forſter, Anſichten vom Niederrhein, Holland und England, III. 39.

Mehreres eingeräumt werden. Das Schönſte, was ſpecielle Vereine leiſten können, beſteht in der nöthigen Polizei des Betriebes. Obgleich die Art und Weiſe der Production ganz frei gelaſſen werden muß, ſo darf doch keinerlei Täuſchung des Publikums, keinerlei Betrug geduldet werden. Gewiß iſt es kein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die öffentlichen Ankündigungen, die Fabrikzeichen der Waaren nichts als Lügen enthalten. Solange die Polizei in den Händen der Corporationen ſich befand, ward dieſe Demoraliſation des Gewerbes nicht bemerkt. Warum ſollte man den freien Vereinen nicht das ſchönſte Recht der Zünfte übertragen können? Am Ende leiden ja auch die redlichen Producenten durch dieſe unſittlichen Kunſtgriffe am allermeiſten. So iſt es bekannt, daß Birmingham vor dreißig und mehr Jahren den Continent mit Knöpfen verſorgte, nachdem es die franzöſiſchen Fabrikate dieſer Art überflügelt hatte. Der Credit der Waare verlor aber auf einmal durch die Betrügerei, die ſich zwei Fabrikanten im Plattiren erlaubten. Sofort ſetzten die übrigen Fabrikanten Alles in Bewegung, um die Merkmale des Betruges zur öffentlichen Kunde zu bringen und das Zutrauen zu den Birminghamer Waaren zu retten *).

## VII.

Am ſchwierigſten iſt wohl die Frage zu beantworten, ob die Innungen die Rechte ſtädtiſcher Mittel erhalten ſollen und ohne Nachtheil für die Commune Deputirte in der Communalverſammlung und Communalregierung haben dürfen? Die engliſchen Corporationen ſind geradezu die Grundlagen der Gemeindevertretung; wenn ſich aber bedeutende Mängel in dem Gemeindeweſen darſtellen, ſo iſt der Grund wahrſcheinlich doch nur darin zu ſuchen, daß die Corporationen in keinem Gleichgewichte zu einander ſtehen und daß auch das Verhältniß der Corporationen zu den activen Bürgern, die es durch ein gewiſſes Grundvermögen ſind, nicht gehörig bilancirt wurde. Bekanntlich mußte die Aachner Stadtverfaſſung im vorigen Jahr-

*) Nemnich a. a. O. S. 103.

hundert abgeſchafft werden, weil die Zünfte als die eigentlichen Stadtmittel eine wahre Tyrannei ausübten, und Alles aus dem Stadtgebiete entfernt hielten, was nur irgend dem Handwerke nachtheilig ſcheinen konnte. Auf dieſe Weiſe wurde die Tuchfabrikation im Großen aus dem Umkreiſe der Stadt in die angrenzenden niederländiſchen Dörfer vertrieben, zum momentanen Vortheile einiger Hände, zum bleibenden Nachtheile der Geſammtheit *). Inzwiſchen iſt auch in dieſer Communalverfaſſung kein gehöriges Gleichgewicht der Beſtandtheile und Kräfte erzielt geweſen. Unbedingt kann man kaum gegen die Vertretung der Corporationen ſein, weil ſie am beſten die Niederſten an bürgerlicher Ehre und Würde Theil nehmen läßt; doch darf man gewiß eine ſolche Einführung der Corporationen in die Gemeindeverſammlung nur dann empfehlen, wenn für ein gehöriges Gleichgewicht der verſchiedenartigen Intereſſen und Kräfte Sorge getragen wurde.

## VIII.

Soll jedoch irgend eine Corporation zu ſolcher Erhebung gelangen, ſo muß ſie eine moraliſche Kraft in ſich tragen. Daher iſt allerdings die Art des Intereſſes erſt von der Commune zu prüfen. Abſolute Aſſociationsfreiheit iſt nichts als freies Spiel auch für die Diebsbanden, wie ſie London zählt, und für Bettlervereine, wie ſie nun ſelbſt in Canton unter dem Namen der himmliſchen Blumen an das Licht kommen. Ferner iſt auch zu ſehen, daß in jeder Corporation die inwohnende moraliſche Kraft der phyſiſchen gewachſen iſt. Unſere Väter gaben nicht zu, daß die untergeordneten Theile eines Ganzen ſich zum Ganzen erhoben, ſie wollten keine Coalition der Hände oder Füße gegen den Kopf. Aus dieſem Grunde war denn auch eine jede Zunft oder Innung aus allen Gliedern eines gemeinen Intereſſes, aus den Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen zuſammengeſetzt. In Frankreich und England kommen jedoch immer mehr Coalitionen der Handarbeiter ohne Zutritt der

*) Forſter a. a. O. I. 180.

Brodherren zu Stande; von ihnen kann aber nichts als rohe Gewalt erwartet werden. Ein gewiſſes humanes Gefühl wirft ſich zum Vertheidiger dieſer Coalitionen auf, weil man die arbeitende Klaſſe als das Opfer der Fabrikherren anſieht und den Anſpruch eines menſchenwürdigen Lohnes für gerecht erkennt. Doch dürfte wohl von allen Mitteln, der arbeitenden Klaſſe einen feſtern Halt im bürgerlichen Leben zu geben, keines unwirkſamer, gefährlicher ſein. Man laſſe die rohen Kräfte ſich coaliren und ſchalten, und man wird bald ſehen, daß nur Zerſtörung des Gemeinbeſten für ſie vortheilhaft iſt. Als die blinden Volkshaufen Englands die Fabriken zertrümmerten, wurden ſie etwa aufgehalten durch die Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, die ihnen durch Broughams Feder die großen „Reſultate des Maſchinenweſens" vor die Augen ſtellte? Der Lordkanzler hatte gut ſagen, daß bei ſchlechtem Erwerbe die Maſchinen beſchränken dem Holländer nachahmen heiße, der ſeinem Eſel einen Stein in den leeren rechten Korb legte, wenn er an dem vollen linken zu ſchwer trug *); die Ludditen legten die Steine nicht nieder, die ſie in die Fabriken warfen. Die beſte Neuerung wird an dieſen Coalitionen ihre Gegner finden, ſelbſt wenn die Mitglieder die ſtaatswirthſchaftlichen Novellen der Miß Martineau leſen ſollten. Als eine Straße über die Andes angelegt werden ſollte, proteſtirten dagegen die Menſchen, die bis dahin in Tragkörben die Reiſenden über das Gebirge geſchafft hatten. Man geſtatte Coalitionen der Arbeiter, und man wird täglich Aehnliches erfahren.

---

*) Reſultate des Maſchinenweſens, Lübeck 1833, S. 161.

# Schleiermacher als Kanzelredner.

Von Dr. F. G. Kühne.

---

Deutſchland hat in nicht geraumer Zeit manchen ſeiner großen Männer zur Gruft begleitet, hat ihm ſeine Leichenrede gehalten, und iſt dann in ſeine bürgerlich-familiäre Beſchränkung mit der ihm eigenen Genügſamkeit und mit dem beruhigenden Troſte heimgekehrt, der Entſchlafene würde, da er ſeiner Zeit genug gelebt, auch fernerhin ſeine Bewunderer finden. Je mehr der Wirkungskreis eines bedeutenden Mannes in ſich abgeſchloſſen erſcheint, deſto mehr Befriedigung mag auch der Glaube in ſich faſſen, daß der Name deſſelben in dieſer oder jener Sphäre, in welcher er ſich beſonders wirkſam erwies, fortbeſtehen werde: Schleiermachers Leben aber war ein Fragment. Wie ſich auch ſeine Perſönlichkeit in ihrem ganzen, nur irgend möglichen Umfange ausgeprägt und vollendet haben mochte, ſo ſtrebt er doch ſeiner innerſten Natur nach einer Welt zu, die Zeit ſeines Lebens keinesweges zur Erſcheinung gekommen war. Was er in der kräftigſten Blüthe ſeines Mannesalters von ſich ſelber ſagte, daß ſein äußeres Daſein niemals von allen Seiten ſein inneres Weſen vollendet darſtellen werde, das kann nur auf jene verborgene geiſtige Welt bezüglich verſtanden werden, in deren innerem Zuſammenhang er bereits ſtand, und die er auch äußerlich hervorzurufen beſtrebt war, ſo lange und ſo weit es die Umſtände zuließen. Freilich mochte ihm auch ſein eignes Ich nie für ſo abgeſchloſſen gelten, wie es uns fertig vorliegt. Jene Ruhepunkte, die in gewiſſen Jahren dem Individuum zum Ueberblicken ſeines vergangenen Lebens und zum Genießen ſeiner ſelber

verſtattet ſind, kannte Schleiermacher nicht, denn aus der Vergangenheit ſeines eignen wie des Völkerlebens nahm er ſich nur die Gewährniß für eine noch ſchönere Zukunft heraus, und in der Hoffnung auf eine ſolche hielt die drängende Ueberzeugung, es müſſe ſich geſtalten, es müſſe kommen und werde die Geburtsſtätte finden, ſeine Lebenskräfte in fortwährender Spannung und in jener raſtloſen Thätigkeit, die wir noch an dem Greiſe bewunderten.

Immer aber, wo ſich eine Natur in ſolcher Vielſeitigkeit ergeht, wie es bei ihm der Fall war, wird uns der Genuß geboten, einen vollen Menſchen zu erblicken, der ein Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechts wurde und im Reflexe eines beſonderen Standpunktes und beſonderer Zeitverhältniſſe die Menſchheit abſpiegelt. So war Schleiermacher, während der deutſche Gelehrte ſo oft nur die Speiche eines Räderwerkes iſt, ein volles, ſelbſtändiges Getriebe, deſſen Fugen faſt in alle Gebiete des menſchlichen Wiſſens hinübergriffen und mit deſſen Reichthum man ein ganzes Zeitalter ausſtatten könnte. Das Gelüſt, das den Geiſtlichen nicht ſelten beſchleicht, ſich in der Sphäre der Gottesgelahrtheit ein abgeſondertes, bevorzugtes Weſen zu dünken, kannte er nie, denn ſein Gemüth war zu umfaſſend, als daß er bloß Theolog hätte ſein können. Menſch war er im Kleinſten wie im Größten, im Heiterſten wie im Tiefſten, und Prieſter wurde er nur, weil ihm die Gotteserkenntniß die bedeutſamſte Aufgabe des menſchlichen Geiſtes ſchien. Gleich ſehr aufmerkſam auf dasjenige, was ſich in der Kunſt erzeugte, für die er ſich nur um deswillen das ausübende Talent abſprach, weil er nicht umhin könne, aus ihren Werken ſich bloß das Menſchliche zu erlauſchen, das für die innere Gemüthswelt eine neue Offenbarung geben möchte, merkte er auch als Bürger des Staates im Stillen behutſam auf die Zeichen der Zeit und wußte ſtets ſich ihre Regungen auszulegen, denn ſie deuteten ihm alle auf eine herrliche, vielleicht nahe Zukunft. Als ein verwegener Nationalfeind in der Hauptſtadt Preußens ſein empörendes Spiel trieb, war Schleiermacher der einzige Patriot,

der ſeine Stimme laut erhob, die furchtſamen Gemüther um ſich verſammelte, kräftigte und in Spannung erhielt. Das wußte man auch bis zum Throne hinauf, wie bis zu den unterſten Kreiſen der Geſellſchaft hinab, und während man ſpäter auf der einen Seite vergeßlicher ſcheinen wollte, ſo ſchreibt ſich doch andrerſeits aus jener Periode ſein großer Einfluß her auf die Stimmung des Volkes, ſo daß es nicht verwunderlich zu nennen war, wenn wir mehr als dreißigtauſend Menſchen ſeiner Bahre folgen ſahen. Viele wußten freilich nicht mehr um den Zuſammenhang des Mannes mit der politiſchen Bewegung der früheren Zeit; aber wie eine geheime Mahnung war über Alle das Bewußtſein gekommen, man begleite hier einen großen Propheten zur Ruheſtätte. Die früheren Andeutungen der Begeiſterten aus jener Zeit und ihre damalige Hinweiſung auf ihn mußte ſie in der Erinnerung ergriffen haben, und den Verluſt, den nicht bloß die Wiſſenſchaft, auch das deutſche Volk erlebte, ahnen laſſen. Daß damals die Formen des Staates, welchem Schleiermacher angehörte, zuſammenbrachen, und Alles zerfiel, an dem ſich der Hochmuth irdiſcher Größe emporgerankt, das war gut und heilſam, denn es lieferte nur den Beweis, daß es mit ſolcher künſtlich gezimmerten Größe gar ſchwach ſtehe und Alles vielmehr wie ein Naturgewächs aufſteigen müſſe aus dem Schooße des geſammten Volkes, das Große zumal und das Bedeutſame. Warum ſchloſſen ſich ſeit jener Zeit vornehmlich die höheren Stände an ihn und lauſchten an geweihter Stätte, in gedrängten Schaaren verſammelt, vorzüglich auf ſeine Rede? Er war nicht der Mann, der den Großen ſchmeichelte. Lange Zeit vom Hofe verkannt, hatte man der Länge ſeines Lebens, nicht der Größe ſeiner Verdienſte einen kleinen Tribut der Huldigung gezollt; er ſelbſt war nie bei Hofe erſchienen: aber in jener Zeit, als die geſchminkte Pracht der vornehmen Welt zuſammenbrach im Drange des Krieges oder ſchon unter dem Fluche jenes Friedens, der ein langſam ermattender Krieg zu nennen war; damals als die Blöße des Menſchen herausguckte aus den prunkenden Kleidern der höheren Stände, da kam man

zu ihm, denn er glaubte auch an eine Größe, eine Größe des innern Menſchen, die ſich allmächtig im Stillen erbaut und wenn die Zeit reif iſt, in die Erſcheinung tritt; er zeigte auch einen Adel auf, einen Adel der Geſinnung und der denkenden Vernunft, den ſich freilich der ſcheinbar Kleinſte und äußerlich Geringſte in gleichem Maße aneignen darf und kann.

Schleiermachers Zuſammenhang mit den Bewegungen der Zeit läßt ſich jedoch in ſpätern Perioden ſeines Lebens nicht weiter verfolgen; derſelbe wurde ihm bald verübelt, verkümmert und förmlich unterſagt. So ſehen wir denn hier zuerſt in einer Seite ſeines Weſens etwas von außen her Gebrochenes, und ſelbſt ſein Eingreifen in die äußere Leitung kirchlicher Angelegenheiten war bei dem Widerſtande, den er häufig fand, nicht immer von Erfolgen begleitet, die ihm wünſchenswerth und erfreulich ſein konnten. Selbſt im Spätherbſte ſeines Lebens führte er gegen die Domagende einen vergeblichen Kampf, den er endlich aus Ueberdruß kurz abbrach, indem er die Liturgie anzunehmen ſich entſchloß, und gleichwohl die Erklärung abgab, daß in der bloß äußerlichen Annahme eines kirchlichen Symbols keinesweges ſeine innere Ueberzeugung an den Tag gelegt ſei. Dieſer Sophismus iſt ihm von ſeinen Widerſachern ſchwer angerechnet; es liegt aber in dieſer ſcheinbaren Seltſamkeit ſeines Verfahrens ein tiefer Grundzug ſeines Weſens, indem er der Meinung war, daß mit der Verſagung des äußeren Handelns dem Menſchen keinesweges ſchon deshalb auch die innere That, die That des Bewußtſeins verſagt werde. Und in verwickelten Zeitläuften erweiſt es ſich allerdings als eine nicht ſeltene Erſcheinung, daß im Individuum ſchon eine volle Welt der Wahrheit herangereift iſt, während im weiten Umfang des geſammten Lebens die Lüge, mit allen Schrecken der Finſterniß gewappnet, noch immer feſten Schrittes umherwandelt. Nicht immer der Einzelne, auch die Zeit trägt mitunter die Schuld des Widerſpruches. Wenn ich aber ſagte, Schleiermachers Erſcheinung ſei ein Fragment geblieben, ſo geſchah es zuvörderſt in dieſer ſeiner Beziehung zu den Verhältniſſen des öffentlichen

Lebens. Seine Hoffnung und ſeine Zuverſicht ſtand nach wie vor hellleuchtend in den Blicken ſeines der Zukunft zugewandten, ſtill lauſchenden, ſicher berechnenden Auges; allein die Hand war ihm gebunden, um aufzuzeichnen, was er als prophetiſcher Bürger der Zukunft ſchaute. Nicht daß eine Zeit in ihren alten Kreiſen, wenn es nämlich noch die ihrigen ſind, feſt beharrt, iſt das Beklagenswerthe, ſondern daß ſie, was aus ihr ſelbſt hervorgeht, nicht weiter zu fördern vermag und zu der Blume auf ihrem eignen Beete ſagt: halt ein mit deinem Wachſen und Blühen! Was bleibt da anderes übrig, als die keuſche Stille des Gedankens, der in aller Verſöhnung mit Gott und Welt ſich einſam in ſich ſelber vollendet, wenn ihm ſogar auch die gemeinſchaftliche Heranbildung verſagt ſein ſollte. Eine ſolche Gemeinſchaft, ein reines, geiſtiges Bündniß der innerlich Verwandten erſtrebte aber Schleiermacher, und in dieſem Zuſammenhange fühlte er ſich getragen und gekräftigt, wie denn überhaupt die Seele, weil ſie Ton iſt und Töne ſucht, überall zu allen Zeiten, und wäre es ganz verſteckt, ihre Akkorde findet.

Schleiermacher gehört in der ganzen Art und Weiſe ſeiner Eigenthümlichkeit zu der Reihe jener Männer, wie ſie der Geiſt des vorigen Jahrhunderts in ſeiner Schlußperiode hervorrief und in den erſten Decennien des laufenden Säculums noch in voller Wirkſamkeit erhielt. Fichte als Denker, Wolf als Kenner der griechiſchen Schönheit, Göthe als dichtendes Individuum und Schleiermacher als Vertreter der Religion, ſchließen ſich gewiſſermaßen zu einem Zirkel aneinander, indem ſie ſämmtlich, jeder in ſeiner Sphäre, die Gebiete des geiſtigen Lebens an ihre Perſönlichkeit knüpften und jene in dieſer bedingten. Es war die Heroenzeit des deutſchen Lebens, das Zeitalter der Ichheit, wo die Objekte nur inſoweit geltend wurden, als ſie dieneriſch der Subjektivität, die ſich an die Spitze des Daſeins ſtellte, förderlich waren. Fichte's Lehre war nur der bewußte Ausſpruch deſſen, was ſich praktiſch an den großen Figuren der Zeit entwickelt hatte. Nicht die geiſtigen Urſubſtanzen kamen zur Erſcheinung, denn man traute der Wirklichkeit auch im Ganzen

und Großen nicht zu, daß ſie die Wahrheit zu umfaſſen vermöchte; an das Walten eines göttlichen Geiſtes, der über das geſammte Geſchlecht ausgegoſſen ſei, glaubte Niemand, und in der Perſon Chriſti ſah man nur einen Weiſen ſeiner Zeit, nicht die für ewig geltende Bethätigung, daß ſich im Menſchlichen ein rein Göttliches vollenden könne. Während ſo die vorhandenen Potenzen des geiſtigen Lebens, weil ſie nicht zur Anerkennung kamen, keinen Haltpunkt boten, blieb nur das eigene Ich übrig, um bei dem Schwanken der ganzen Welt im Strom des eitlen Daſeins nicht zu zerfließen. Die Selbſtbeſchauung wurde die Aufgabe der Zeit und das einzige Heil, um von der Hülle des Vergänglichen ſich abzulöſen und ein ewiges Leben ſchon hienieden zu beginnen. „Nicht über das klage, was vergeht, nicht um das ſorge, was kommen würde, ſondern dich ſelbſt ſuche nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.“ Das war das Stichwort, in welchem ſich die Weisheit jenes Zeitalters gefiel. Schleiermachers Monologe gehören zu den Dokumenten der damaligen Lebensſtimmung. Auch in Bezug auf ſeine ſpätere Wirkſamkeit als Theolog blieb Schleiermacher eine Ergänzung Fichte's. Wie dieſer weidete er ſich an der Freiheit des Ichs, das der Nothwendigkeit in der Materie der Welt und Natur gegenüber, in dem Fluidum ſeines ſelbſtigen, frei ſchöpferiſchen Weſens den Begriff der Wahrheit findet. Conſtruirte aber Fichte dieſe innere Freiheit rückſichtslos auf die objektive Welt, ſo betrachtete Schleiermacher als Redner der Religion den Conflict derſelben mit der von außen, von der Welt oder dem Geſetz, kommenden Gebundenheit. Wie jene trotz dieſer beſtehe, war das Lieblingsthema ſeiner Kanzelreden, und in der dialektiſchen Durchführung dieſer Gegenſätze feierte ſeine Rednerkunſt ihre glänzendſten Triumphe. Selbſt wenn der freie Wille des Individuums fortwährend und in jedem Momente ſeiner Aeußerung ſich an der Schale der Welt gebrochen fühlt, er muß, nach dieſer Philoſophie des Ichs, wenn er nur nicht erlahmt, und ſeine Ohnmacht ſelbſt bezeugend ſich von der Materie über-

wunden glaubt, in ſich feſter, geſchärfter, beſonderter, das Individuum muß in dieſer Reibung, ſelbſt wenn es nie ſiegreich durchdringt, individueller, die Perſönlichkeit nur immer perſönlicher werden. Zu dieſer Manier des Negirens und dieſer Entleerung alles poſitiven Gehalts möchte die Spitze jener Lehre allerdings auf gefährliche Weiſe auslaufen. Gleichwohl blieb Schleiermachers Natur immer im Zuſammenhange mit dem Ganzen, denn er hatte ein für allemal im Selbſtbewußtſein den Punkt entdeckt, wo das Individuum ſich nicht als Einzelweſen, ſondern als Reflex des Allgemeinen erfaßt und das Bewußtſein der ganzen Menſchheit in ſich laut werden fühlt. Dieſe Unruhe ſeines Geiſtes, die ihn ſtets zu neuer Beweglichkeit trieb, um im neuen Stoffe ſich wieder zu erfriſchen und zu erkräftigen, erhielt ſich allerdings nur in fortwährender Spannung, um ſich und ſein eigenes Weſen ſo viel als möglich im kurzen Leben vollkommen auszuprägen; aber es war nicht Selbſtſucht, was ihn trieb und belebte, denn er erſtrebte Alles nur, um es mitzutheilen, und in der Einſamkeit ſeines Ichs fühlte er ſich unglücklich. Geben und Empfangen war ſeine höchſte Luſt, ſich in Anderen wiederzufinden, wie Andere in ſich, ſeine liebſte Freude. Seine Kampfluſt, die bei dem ſcheinbaren Hang zum Negiren allerdings vorherrſchend bei ihm war, wollte nur den Prozeß herbeiführen, den er dem Gegenſtande gegenüber begann, um ihn ſich zu aſſimiliren oder ihm einen Geſichtspunkt abzugewinnen, von welchem aus er nach ſeiner Weiſe ihn auffaſſen konnte. Dann war er ruhig und ſtrebte Weiterem nach. Niemals konnte er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, plötzlich hingeriſſen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zerſetzen und oft mit einer faſt zähen Analyſe alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um ſich allmälig in den Inhalt der Sache hineinzuverſetzen. Und wie er als Menſch war, ſo zeigte er ſich auch als Verkündiger des Chriſtenthums. Nie war er trunken im Anſchaun der göttlichen Liebe, nie entzückt von der Gottähnlichkeit der Menſchennatur, noch ſprach er ſchmeichleriſch gewandt von der Verſöhnung des Endlichen und Ewigen im letzten Opfer Chriſti. Die ſüßen

Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erregen; vielmehr zeigte er, wie ein Jeder den Verſöhnungsakt erſt ſelbſt an ſich zu vollziehen habe, ſonſt ſei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd, ſchnell erliſcht, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offenen Kampfe aufrufend, auch den ungläubigen Verſtand zu Worte kommen ließ, bis ſich derſelbe in ſeinen eigenen Fallſtricken fing, war nichts anderes das Ziel ſeiner kunſtgewandten Rede, als eine Umwälzung des ganzen inneren Menſchen. So wurden ſeine Predigten pſychologiſche Abhandlungen; den Bibeltext zog er nur heran, um an ihm die Natur des Menſchlichen zu beleuchten. Höchſt ſelten gab er, was er gedacht, als Reſultat hin, um es als Feſtes und Fertiges aufzuſtellen. Alles entſtand ihm erſt im Strome der Rede, immer ließ er die Art des Gewinnens, den Prozeß ſeines Denkens ſchauen, und man erlebte, wie Alles in ihm entſtanden, von neuem in ſich ſelber; indem er ſich ſelbſt erſt zu überzeugen ſchien, überzeugte er Andere. Dies war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Stets nahm er Partei für den des Heils Bedürftigen und zog mit ihm aus, um die Wahrheit zu ſuchen. Nie erſchien er auf der Kanzel als der Senator, der die Offenbarung proklamirt; immer war er der Tribun des Volkes, der in deſſen Namen ſich erhebt, um das geheimnißvoll verſchloſſene Buch des Lebens zu entſiegeln. In ſeiner Stimme, die ſchon immer hell und durchdringend zu nennen war, lag ein ſchmetternder Ton, wenn er ſein Veto ausrief über alle Geſetze der Welt, wenn ſie von außen kamen und der Buchſtabe ſie gab, der da tödtet. Der ſinnende, ſtill berechnende Blick ſeines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz, in ſeine mäßige Aktion, die ſonſt im Wellenſchlag der Rede kaum aufzukommen vermochte, ging die Bewegung ſeines Innern dann über, und die kleine, wunderſame Geſtalt des Mannes ſchien aus ſich ſelber herauszuwachſen, wenn er ſich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden an's Herz zu klopfen und im verborgenſten Winkel des

Innern eine Stimme aufzurütteln, die ihm ſonſt Niemand erweckte. In dieſem innigen Wechſelverkehr mit Allen und Jedem konnte Schleiermacher denn auch nichts verhehlen, was in ſeiner eigenen Bruſt geſchrieben ſtand. Offen und frei, wie er war, ließ er ſelbſt die Zweifel aus und ein in ſeine große Seele und gab ſie alle preis, in der ſichern Zuverſicht, die leuchtende Vernunft und die wärmende Liebe werde ſie doch beſiegen. Niemals hat er Himmel und Hölle gepredigt, um die Gemüther zu betäuben. Vielmehr zeigte er Jedem beides in ſeinem eigenen Buſen, riß ihn los von aller Furcht vor einem Jenſeits und machte ihn, indem er ihm ſein Geſchick in die Hand gab, zum freien Geſetzgeber ſeiner ſelber. Die Freiheit hat er dem innern Menſchen bis zu dem Umfange vindicirt, wo ſie Willkür zu werden droht, und wenn wir in der Wiſſenſchaft der Theologie ihm mit der Bezeichnung eines Pſychologen ſeine eigenthümliche Stellung anweiſen möchten, ſo war auch vielleicht unter ſeinen Zeitgenoſſen Niemand, der ſo wie er die evangeliſche Freiheit in ſich perſonificirt hätte.

Indem wir ſo des Mannes Bedeutſamkeit hervorheben, möchten wir doch auch zugleich die Bemerkung einfließen laſſen, daß der ganzen Natur ſeines Weſens nach ein Verbreiter ſeiner Lehre unmöglich ſcheint. Wer Schleiermachers Schüler ſein wollte, müßte zugleich ein Meiſter in ſich ſelber ſein und ſich des innern Weſens der Menſchheit vollauf bemächtigt haben. Ohne die tiefſte und die ſchärfſte Selbſterkenntniß würde er die Freiheit des Ichs, wie ſie Schleiermacher verkündete, in eine zähe Negation der abſoluten Offenbarung verkehren, und ſomit keinen Fortſchritt, vielmehr eine Rückkehr in den Rationalismus hervorrufen. Daß die Freiheit die Nothwendigkeit in ſich ſelber trage, daß das Ich in ſeiner völligen Losgebundenheit von aller Autorität, doch nirgends anders als in der offenbarten Chriſtuslehre, die Enthüllung ſeines eignen Weſens und die Löſung ſeiner eignen Geheimniſſe finden könne, davon zeigen ſich in Schleiermachers Schriften, zumal in der Weihnachtsfeier, wohl Andeutungen, allein die volle Durchführung dieſes Thema's iſt nicht

ſein Werk geworden. Die Dogmen ſind von ihm nicht immer zu Ende gedacht, ſowie er den Gehalt der Bibelſtellen nicht um ihrer ſelbſt willen erſchöpfte, und von der Unterſuchung über die Trinitätslehre, den Nerv des Chriſtenthums, hatte er ſich bekanntlich völlig zurückgezogen. Wie er die äußerliche, kirchliche Verſchmelzung der Lutheraner und Reformirten eifrigſt beförderte, ſo wollte er auch innerlich und geiſtig den Rationalismus mit dem Supranaturalismus zur Verſöhnung bringen und die Endfäden dieſer in ihren Intereſſen völlig durch- und ausgelebten Gegenſätze in ſeiner Perſon vermitteln. Für ſich ſelber iſt es ihm gelungen, weniger für die Wiſſenſchaft. Und wie der ſpekulativen Theologie dies vorbehalten geblieben, mag hier angedeutet, nicht erwieſen werden. Die Disharmonien des Endlichen und Ewigen im Leben des Geiſtes aufzudecken, darin zeigte ſich die unendliche Bedeutſamkeit ſeiner dialektiſchen Schärfe, indem er das Für und das Wider hell beleuchtete und in dem Aufgebot aller geiſtigen Kräfte, um die Tiefe der Geheimniſſe zu erforſchen, den ganzen Menſchen ſich ſelbſt erfaſſen ließ, ſelbſt wenn ihm das Objekt nicht völlig heraufſtieg an das Licht der erkennenden Vernunft. Niemals konnte er ſich im vollen Sonnenſchein der abſoluten Wahrheit wähnen, aber die Verſöhnung ſtand wie ein ferner Himmel hinter Allem, was er ſprach, und er deutete auf eine lichte Verklärung hin, als berge ſie die Zukunft der kommenden Geſchlechter. Ein Prieſter, hat er am Hügel gekniet und die Morgenhelle mit ihrem Glanz heraufbeſchworen. Nebel ſchwammen noch an dem Fuße des Hügels, es war das ſchwarzdüſtere Gewölk des Myſticismus und die aſchfarbene, naßkalte Gräue des Rationalismus; ſie ſtiegen noch immer aus den Thälern bergan, aber der Blitz ſeiner Rede erlahmte nie, die Nebel zu durchbrechen. Immer der Mann der Bewegung, konnte er bei ſeinem Haß gegen alle Beſtimmtheit, weil er in ihr Verknöcherung des lebendigen Forſchens befürchtete, auch die Richtung der ſpekulativen Theologie nicht theilen, und ſein Brief an Lücke zeigte genugſam, daß ſein ſonſt ſo treffender Blick hier wohl die ſcharfen Eckſeiten der Dinge und

die zur Karikatur benutzbaren Züge herauszufinden wußte, allein ſich nicht mehr den Mittelpunkt des Zuſammenhangs auffaſſen konnte. Im Kreiſe ſeiner Gemeinde hätte er noch lange ſegensreich zu wirken vermocht; für die Wiſſenſchaft hatte er ſich ſchon überlebt. In der Dogmatik war ihm überhaupt nicht vergönnt, aus der Beleuchtung der Gegenſätze im Gedankenleben herauszutreten, um einen Abſchluß und eine Verſöhnung zu finden; aber auch die friſche Zuverſicht auf ein nothwendig kommendes Heil war am Abend ſeines Lebens nicht mehr in ſeiner ruheloſen Seele. Selbſt in ſeinen Kanzelreden, deren Wirkſamkeit bis an das Ende ſeiner Tage unausgeſetzt groß und bedeutſam anregend blieb, ſprach ſich das Verneinende in ſeiner Natur zuletzt immer ängſtlicher und ſkrupulöſer aus. Oft enthielt ſeine Predigt nichts als Wegräumung der Mißverſtändniſſe; im Ablehnen aller vorhandenen Verſuche, die Wahrheit feſt zu ſchauen, ſchien er die Nothwendigkeit eines raſtloſen Verſuchens nicht mehr mit der heiteren Verkündigung eines dereinſtigen Gelingens ausſprechen zu können, und das künſtliche Gebäude ſeiner dialektiſchen Rede glich dann an Dürre dem hölzernen Gerüſt, das die kleine Figur des Mannes beſteigen mußte, um über die Brüſtung der Kanzel hervorzuragen. So waren ſeine Reden über das Thema des Apoſtels: „Der Geiſt erforſcht alle Dinge, ſelbſt die Tiefen der Gottheit," Muſterſtücke des Beſchränkens, Motivirens und einer kunſtgewandten Deutelei. Und aus eigner Erfahrung darf ich erzählen, daß eine ſeiner letzten Pfingſtpredigten ſo lähmend auf mich wirkte, daß ich zerſtörten Herzens die Kirche verließ und weinend hätte ausrufen mögen: So iſt denn doch alſo alle Offenbarung ein vergebliches Stückwerk, der Geiſt nicht über die Welt gekommen, weil ja keine abſolute Nothwendigkeit, noch die geiſtig gegenwärtige Wirklichkeit der Thatſache an die Ausgießung deſſelben geknüpft iſt? — Man hatte gehofft, Schleiermacher würde der Mann ſein, der das Dilemma zwiſchen Glauben und Wiſſen aufzuheben vermöchte: aber auch hier iſt ſeine Erſcheinung ein Fragment geblieben. Und wenn er Vielen ſeiner Zeitgenoſſen dunkel, wenn nicht gar doppelſinnig

geblieben, ſo iſt davon eben nichts anderes die Urſache, als daß er Größeres und Umfaſſenderes angeſtrebt, als er objektiv fertig ausgebildet hat.

Ein Fragment von ſo großartigen Zügen iſt aber kein Stückwerk. Der Münſter mit den abgeſetzten Thürmen läßt ſeine Vollendung ahnen. Und wie es ein verfehltes Unternehmen wäre, in dem Greiſe Schleiermacher die Spuren weiter aufzuſuchen, wo das, was er ſich als der innern Freiheit ſchönſte Frucht, eine ewige Jugend, frühzeitig angelobt, nicht mehr in aller Heiterkeit zu finden ſein dürfte, ſo will ich vielmehr noch auf einige andeutungsvolle Punkte in ſeiner vielſeitigen Natur hinweiſen, wie ſich dieſelbe in jener Zeit entfaltete, als der Pulsſchlag ſeines innern Lebens der friſcheſte und kräftigſte war. Zuerſt möchte ich an den Ideenkreis erinnern, in welchem ſich ſeine Weihnachtsfeier bewegt. Wir ſehen hier in einem Familienkreiſe mehrere Geſtalten neben einander, deren jede eine religiöſe Richtung vertritt. Am offenſten kömmt uns die kleine Sophie entgegen. Ihr emſig regſames Gemüth weidete ſich von früh auf an den Mythen des Chriſtenthums, und ſo wird die ſtill bewegte Seele zur Geburtsſtätte des Katholicismus und des Herrnhuterweſens. Ohne beſtimmte Einwirkung von außen keimt im Innern des Kindes die Saat auf, die emporgewachſen und hinausgetreten in die große Welt der Erſcheinungen jene beiden Extreme in ihrer Wahrheit und in ihrer Verirrung hervorriefen. Nicht nur pſychologiſch tief, auch dogmatiſch bedeutſam möcht' ich's nennen, die Spaltungen der chriſtlichen Sekten ſo naturgemäß in der ungetrübten Kinderſeele ihrem Keime nach aufzuzeigen. In der Figur des Leonhardt iſt ein edler Rationalismus dargeſtellt. Ohne profan zu ſein, noch verſchloſſen für die Offenbarung des Geiſtes, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Chriſti für eitel Fabelei anſieht, welche die exaltirten Gemüther in der Entzückung der Liebe in ſich ausgebildet, und die Perſon des Jeſu von Nazareth ihm in die Reihe der andern tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der

5

Jünger, Paulus und der Apoſtel, ſowie der Kirchenväter, eingegliedert erſcheint, nimmt er das Chriſtenthum als eine weltgeſchichtliche Thatſache, als eine neue Kulturperiode des Menſchengeſchlechts. In Ernſt haben wir dagegen einen chriſtlichen Idealismus perſonificirt. Er abſtrahirt von den hiſtoriſchen Spuren der Erſcheinung Chriſti und läßt es dahingeſtellt, wieweit die Welt der Wunder, in der ſein Leben ſich bewegt, eine reelle Baſis hatte; aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfeſtes ſpricht und das wunderſame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geiſtes zu ahnen und zu feiern, ſo ſieht er die Weſenheit und Wahrheit des Ereigniſſes in der Nothwendigkeit eines irgendwie erſchienenen Erlöſers. Und wer den Kern in allen Mythen des Chriſtenthums durchgefühlt hat, dem erſcheint auch der Vertreter dieſer Idee bis in alle Poren und Einzelheiten ſeiner Perſönlichkeit mit einem göttlichen Scheine umſtrahlt und in lieblichſter Verklärung. — Zur Ergänzung und geiſtigen Erfüllung dieſer Anſchauungsweiſe ſieht Eduard in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menſchheit ſelbſt, und die konkrete Welt der Wirklichkeit kömmt erſt zu ihrem Rechte, indem das Kreatürliche des Menſchen nicht als das Verlorne, ſondern als das Gerechtfertigte erſcheint, da ſich der Logos in ihm offenbart hat. Nicht das Faktiſche der Mythe, ihr Sinn iſt ihre Wahrheit. Chriſtus iſt der Menſch-an-ſich, der ſeine Göttlichkeit in ſich entdeckt und weiß. Dieſer Akt der Entdeckung des göttlichen Prinzips im Menſchen iſt aber nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und ſeinem Blicke die keuſche Ruhe nicht geſtattet iſt, den Punkt der Gottgemeinſchaft in ſich feſtzuhalten. — Endlich haben wir noch Joſeph zu erwähnen, den ſtillen Myſtiker, dem jede Deutung, jede Rede zu kalt, zu armſelig erſcheint, und der die Welt beſchwören möchte, in der Einfalt der Kinderſeele das Wunder ruhig auf ſich wirken zu laſſen. So ſehen wir in dem bedeutſamen Kunſtwerk Schleiermachers das Chriſtliche als den Prototyp

alles Denkens und alles Menſchenlebens aufgeſtellt, und es bedarf wohl kaum der Andeutung, daß er in der Sinnesweiſe Eduards ein Gedankenleben im Keime erblicken ließ, das zur Wiſſenſchaft weiter durchgeführt, die Grundzüge einer ſpekulativen Religionsphiloſophie entwickelt, die Schleiermacher nur in der Ahnung ſchaute und ſpäter verkannte. Die chriſtliche Anſchauungsweiſe, die wir in Ernſt ſkizzirt finden, wurde ganz und gar das Gebiet, in welchem ſich Schleiermachers ſpäteres Denken und Fühlen allein heimiſch machte; an der Perſon Chriſti entwickelte er dies Weſen des Chriſtenthums, die Schwäche des Menſchen wohl begreifend, der einer Perſönlichkeit bedarf, um ſich an ihr aufzurichten. Und iſt das gegenwärtige Geſchlecht in allen Kreiſen ſeines Daſeins etwa weiter, als bis zu dieſer Schwäche gekommen, in der auch vielleicht alle ſeine Liebenswürdigkeit zu ſuchen iſt? Auch im Staatsleben hat die moderne Welt bisher ſtets der Perſönlichkeit bedurft und die Größe jener Römer nicht begriffen, die in den Zeiten ihrer Kraft und Würde nicht den Einzelnen zum immerwährenden Träger des Purpurs machten, ſondern einem Begriffe huldigten. Im Begriffe Rom hatte der Römer ſeine Majeſtät; das Individuum war nicht fähig, die Majeſtät ſeines Staates lebenslänglich zu vertreten. Die Perſönlichkeitslehre des Chriſtenthums ſcheint ſich der germaniſchen Natur in Liebe, Demuth und Hörigkeit ſo ſehr bemächtigt zu haben, daß es uns nun ſchwer wird, den Begriff, der dem Dinge, und die Idee, die der Welt inkarnirt iſt, aus den Erſcheinungen des Lebens herauszufühlen. Die Geſchichte der Vergangenheit zeigt dies; die Gegenwart iſt aber der Wendepunkt zu einer Zukunft.

Es giebt eine Zukunft im Erdenleben und eine Zukunft jenſeits. Jene ſtreben wir an in einem dunklen Vorgefühl; über dieſe phantaſirt Jeder, wie er kann und mag. Der gutmüthige Dulder tröſtet ſich mit einem Jenſeits, wo ſich Himmel und Hölle ſepariren; der vermeintliche Naturphiloſoph nennt das zukünftige körperloſe Leben eine Rückkehr der Erſcheinung in die Urſubſtanzen der Natur; der illuminirte Glaubensheld

träumt von einer dereinſtigen Verklärung ſeiner kleinen eitelen Perſönlichkeit. Schleiermacher war ein zu heller Kopf, um ſich und die er belehrte, mit Phantaſien der hohlen Abſtraktion zu erfüllen. Er ſetzte das Erdendaſein nicht pietiſtiſch angſtvoll herab, ſo daß es nur eine armſelige Vorſtufe zu einem Jenſeits, und ein Dieſſeits wäre, das nicht werth ſei, eigne Zwecke für ſich ſelbſt heranzubilden und ſeine Schätze ſelbſt zu genießen. Der Reichthum des Erdenlebens galt ihm für ſo unerſchöpflich tief, daß die vorhandenen Keime, welche weder Vergangenheit noch Gegenwart aufwachſen ließen, doch einer irdiſchen Zukunft entgegenreiften. Die konkrete Wirklichkeit war ihm der Schauplatz des Tiefſten, des Wahrſten, und die Räthſel, die noch ungelöſt vorliegen, bleiben aufbewahrt für die kommenden Geſchlechter. Nie hatte er ſich dem Glauben an eine Offenbarung, die ſich hienieden vollzogen hat und vollzieht, entfremdet. — Man erzählt ſich von einem jungen geiſtreichen Mädchen in Berlin, die ohne allen weitern wiſſenſchaftlichen Verkehr, ganz und gar in Schleiermachers Grundſätzen erzogen, ſich zu dem vollſtändigſten Unglauben an ein zukünftiges Leben bekennt. Einfach, ſittlich, klug und fromm, wandelt und wirkt ſie in ihrem Kreiſe, von Jedermann geſchätzt und geachtet, obwohl ſie im Stillen ihrer Umgebung eine geheime Scheu wie Kaſſandra einflößen mag, die ein Unſeliges, das man nicht glauben darf, verrathen hat. Es liegt allerdings ein völliges Mißverſtändniß von Schleiermachers Lehre hier zum Grunde, ſo wie es überhaupt für eine thörichte Abirrung gelten muß, zu glauben, die Seele des Menſchen könne jemals, nachdem der Körper in Staub zerfallen, aufhören zu exiſtiren. Im menſchlichen Geiſte iſt zu viel Ewiges laut geworden, und Chriſtus, der Gewährsmann des Göttlichen im Menſchen, müßte nicht erſchienen ſein, um noch ſolchem Wahne nachhängen zu können, ſelbſt wenn der Einzelne den geheimen Punkt des Bewußtſeins einer ewigen Dauer nicht ſelbſt in ſich auffände und die Ueberzeugung in ihm nicht lebendig würde, daß, weil er ſich einmal in den Zuſammenhang mit dem Göttlichen geſetzt, dieſer Zuſammenhang ihn für alle Ewigkeit

hält und trägt. Es bleibt dem Einzelweſen, das ſich ewig weiß, nichts anderes übrig, als ſeine dereinſtige Auflöſung ins Allgemeine, in Gott. Das iſt nicht ein Akt ſeiner Thatkraft, mithin auch kein Gegenſtand ſeines weiteren Sinnens. Vielmehr iſt der Arbeit für die Welt hienieden übergenug, um das Göttliche, das wir ſchon erfaſſen und halten, jeder nach Maßgabe ſeiner Natur, zur Erſcheinung zu bringen. Soll denn der Frühling des Geiſtes, den wir in jener Blüthe der griechiſchen Welt bewundern und beneiden, für das tiefere Bewußtſein des modernen Geſchlechts unwiederbringlich verloren bleiben? Wollen wir denn immer über uns hinaus Zeit und Wirklichkeit überfliegen, ſtatt den ganzen Umfang unſerer Intereſſen im gegebenen Daſein zu erledigen? Die Griechenwelt iſt eben deshalb ein ſo ſchönes, ſittliches, menſchliches Bild, weil dort eben das Leben des Lebens Zweck war und alles Innere herausgekehrt zur Erſcheinung kam, damit ſich das Wichtigſte und das Tiefſte erſchöpfte. Und jenen Griechen hatte kein Gott die Augen geöffnet! — während wir, an deren Daſein der Allvater ſein Liebſtes verſchwendete, noch immer ins Nebelhafte greifen, und beſonders der Deutſche mit ſeiner ſtolzen und doch engbrüſtigen Innerlichkeit zu zaghaft iſt, um ſeine innigſten Wünſche, ſeinen Glauben und ſeine Freiheit in den Formen des öffentlichen Lebens auszuprägen. Während er es für unmöglich hält, daß ſein Daſein ewige Ideen tragen und ertragen könne, haben andere Völker Alles geopfert und in die Schanze geſchlagen, um nur ihr Aeußeres ohne Rückhalt und ohne Heuchelei zum Abdruck ihres Innern zu machen. Ueberall, in der Geſchichte des Individuums wie in der Entwicklung des Völkerlebens, muß ſich ein Ewiges offenbaren. Und ſtreben beide, die Einzelnen und die Nationen, denn nicht Ewiges an, wenn ſie das Gute und das Schöne, die Liebe und die Freiheit von den Götterſitzen zu heben und in ihre Fluren einzuführen bemüht ſind? Es handelt ſich im Menſchenleben entweder um Nichts oder um ein Wahrhaftiges, ein Göttliches, für welches, einmal aufgegeben in Raum und Zeit des vorhandenen Daſeins, keine Hoffnung

auf jenſeitige Seligkeiten Troſt und Entſchädigung zu bieten vermag.

Schleiermacher war auch in dieſer Beziehung der klarſte Kopf ſeiner Zeit; er brachte die Widerſprüche des Aeußern und des Innern zum Bewußtſein und beharrte in ihnen, weil ſeine Zeit nicht über ſie hinaus konnte. Um ſein Weſen zu erfüllen und zu ergänzen, müſſen wir uns von ihm losſagen; wollten wir in den Gegenſätzen ſeiner Lehre befangen bleiben, ſo müßten wir ihn ſelbſt verläugnen. Denn ſeine eigenſte Natur lag in der unſtäten Beweglichkeit, die ſich keine Ruhepunkte erlaubt, weil ſie ein fernes Ziel erſtrebt.

Während ich dieſen letzten Punkt heraushebe, tritt mir ſein Bild wieder ſo lieb und traut entgegen, als blickt' ich in ſein feingeſchnitztes, ſcharfgeprägtes Angeſicht, dem nichts fremder war, als ein weichlicher Zug, als hört' ich noch den ſchmetternden Ton ſeiner hellen Stimme, als glänzte mir die ſpitzgeformte Stirn entgegen, die den emſigen, mühſamen Denker verrieth, und als ſäh' ich noch wie früher, als mein Ohr an ſeinen Lippen hing, das leiſe, bedeutungsvolle Winken ſeiner kleinen, zierlichen Hand. Immer wird uns Schleiermacher unter den großen Erſcheinungen der alten Zeit zu den liebſten gehören, weil die eine Seite ſeines Januskopfes ſtets hinaus in die Zukunft blickte, welche die Fragmente ſeines Denkens zu ergänzen hat.

---

# K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß.

Ankündigung der bevorſtehenden Herausgabe deſſelben

durch

K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt.

---

Die literariſche Hinterlaſſenſchaft eines Mannes, der für ſich ſelbſt niemals Ruhm in der Literatur geſucht und erſtrebt, ſondern gewiſſermaßen nur in perſönlich geſelligen Verhältniſſen zu derſelben geſtanden, indem er als Freund, Genoſſe und Schildträger die ausgezeichnetſten Vorkämpfer auf dem deutſchen Parnaß begleitete, kann um eben dieſer letztern Beziehung willen als reichhaltig und merkwürdig vorausgeſetzt werden. Die productiven Fruchtſtücke jener deutſchen Dichterperiode, die Knebel beginnen ſah und half, die er mitlebte und überlebte, werden ſchwerlich noch durch einzelne Hervorziehung irgendwo verborgen gebliebener Körner und Halme eine neue Bereicherung erhalten können, und ſo möchte das, was aus dieſer Zeit und ihren Beſtrebungen annoch überliefert wird, vor Allem nur die literarhiſtoriſche Bedeutung in Anſpruch nehmen dürfen. Dieſe Bedeutung möchte aber beſonders dem literariſchen Nachlaß, deſſen Herausgabe wir uns angelegen ſein laſſen wollen, in einem nicht gewöhnlichen Grade eigen ſein, da namentlich in dem reichen Briefwechſel Knebels faſt alle bemerkenswerthen Geſtalten der damaligen Literaturperiode, oft in neuen Beleuchtungen und Bezügen, vorübergehen.

Bekannt war Knebel in der Literatur eigentlich nur als Ueberſetzer des Lucrez, und auch wohl des Properz, doch hing

jene erſtgenannte Arbeit genauer mit ſeinem ganzen Weſen und Charakter, ſowie mit einer gewiſſen philoſophirenden Richtung des achtzehnten Jahrhunderts zuſammen, als daß es bloß eine gelungene Ueberſetzung geweſen wäre. Die epikuräiſche Dogmatik wurde in ſelbſtändigen Raiſonnements weiter ausgeſponnen, und Knebel beſchäftigte ſich in der behaglichen Muße ſeines langen Lebens unausgeſetzt damit, ſich philoſophiſche Betrachtungen aller Art, meiſt in jenem Sinne ausgehend, niederzuſchreiben. Theils benutzte er dazu ſeine Tagebücher, indem er, von willkürlichen und zufälligen Anregungen aus, wie ſie ihm gerade der Tag brachte, ſich in ein nur in ſeinen perſönlichen und momentanen Verhältniſſen motivirtes Philoſophiren einließ; theils ſind viele eigene Aufſätze der Art vorhanden, aber, wie faſt Alles, was Knebel in literariſchen Dingen that und ſchrieb, ohne beſtimmte Abſicht auf Druck oder öffentliche Mittheilung entſtanden. Dennoch möchte es nicht ohne Intereſſe ſein, ſowohl um Knebels eigenes Bild daran zu vervollſtändigen, als wegen der weitergreifenden Beziehung der dort ausgeſprochenen Geſinnungen, eine gedrängte Auswahl aus dieſen Papieren zu treffen.

Knebel, als lyriſcher Dichter, würde ebenfalls einen Band des herauszugebenden Nachlaſſes einnehmen. Er hatte ſeine Poeſien entweder anonym erſcheinen oder ungedruckt und zerſtreut unter ſeinen Papieren liegen laſſen, aber ſie dürfen, wenn auch meiſt von geringem Metallgehalt an Gedanken, doch als Ausdruck der liebenswürdigſten Seiten ſeiner Perſönlichkeit, bei einer nicht ſelten bedeutenden Vollendung der Form und vielen gemüthanſprechenden Eigenſchaften, der Vergeſſenheit nicht überlaſſen werden.

Die bedeutendſte Aufmerkſamkeit wird aber, wie bereits erwähnt, Knebel's Briefwechſel verdienen, aus dem wir ſo reichhaltig als möglich auszuwählen ſuchen werden. Knebel's Naturell mußte einen hervorlockenden Reiz ausüben auf die größten Geiſter ſeiner Umgebung, daß ſie ſich gegen ihn ſo bedeutend und in ihrer ganzen Weſenheit auszuſprechen gedrun-

gen fühlten, als ſie es ſonſt nur ſelten gethan. Namentlich iſt hier auf die Briefe Herder's und des Großherzogs Carl Auguſt von Weimar hinzuweiſen, welche letzteren den genialen Fürſten in ſo vollen und treffenden Zügen, wie es bisher noch nie geſchehn, charakteriſiren und ihn als einen ſolchen darſtellen, der geeignet war, eine Zeitlang den lebendigen Mittelpunkt für das Zuſammenwirken der edelſten und ausgezeichnetſten deutſchen Geiſter abzugeben. Um von dem ſeltenen Briefaustauſch, den Knebel ſonſt nach allen Seiten hin unterhalten, nur eine Andeutung zu geben, wollen wir bloß die Namen der bedeutendſten Perſonen, die an ihn Briefe geſchrieben, nach dem Alphabet hieherſetzen:

Amalie, Herzogin von Weimar, Charlotte von Ahlefeldt, Staatsminiſter von Altenſtein, Blumenbach, Boie, Böttiger, Fräulein von Boſe, Carl Auguſt, Großherzog von Weimar, Prinz Conſtantin von Weimar, von Dalberg, Eichhorn, von Einſiedel, Fernow, Falk, Feder, Forſter, von Gerning, Gries, Graf Goerz, J. N. Götz, Griesbach, Großmann, Gellert, Gleim, Goethe, von Holzſchuher, Hegel, G. Hufeland, Staatskanzler von Hardenberg, Herder, Caroline Herder, Amalie von Imhoff, Henriette von Knebel, Karſchin, Luden, Lavater, Kanzler von Müller, Meier, Matthiſſon, Merkel, Fr. Nicolai, Niemeyer, von Nagler, Oeſer, Oken, Fr. Paſſow, Rammler, Jean Paul Fr. Richter, Riemer, von Seckendorf, Seebeck, Fürſtin Solms, Schlichtegroll, Schelling, Johanna Schopenhauer, W. von Schütz, Schütz (v. Halle), Schloſſer, Charlotte von Schiller, Thibaut, Vulpius, H. Voß, Wieland, Frau von Wolzogen, F. A. Wolf. —

Eine biographiſche Skizze: Knebel und die weimariſche Dichterzeit, von dem unterzeichneten Herausgeber geſchrieben, der dazu an Ort und Stelle, und im perſönlichen

Verkehr mit manchen noch überlebenden Zeugen jener Periode, einen nicht leicht zu verderbenden Stoff geſammelt, wird unſere Ausgabe einleiten.

Wir glauben, den Zweck dieſer vorläufigen Ankündigung an das Publikum nicht beſſer erreichen zu können, als wenn wir, zur Erregung fernerer Theilnahme, einige Proben aus Knebel's Briefwechſel, nebſt kurzen Aphorismen von ihm ſelbſt, hier nachfolgen laſſen.

Th. Mundt.

---

# Großherzog Carl Auguſt von Weimar an Knebel.

---

1.

Weimar, den 4. October 1781.

Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und ſich dran freuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibet? Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich hin blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er geradewegs treibt, da ihn doch Andere geradehin gehen ſehn, und er immer wähnt, er liefe zwecklos, ſieht von der Seite die Andern nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit dem oder jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen. Warum das Schickſal ſo ſchändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. Nicht allein mit dieſem Elende zufrieden, wirft's uns oft in ein anderes, es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehn, es wäre rühmlicher und beſſer, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und Bettlern und Krüppeln, im Schlamm bis an die Knie, und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir dann unſere Exiſtenz zu erfüllen, und unſern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den

Schlamm ſpringen, ſtatt uns ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom feſten Boden, fortzuhelfen.

Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft und Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Aktenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das **Receptaculum** ihrer Seele ſo gering, daß Du nirgend ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend Etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd, veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brod, ſo furchtſam und unſtät, daß Du an unſerer Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als deren des Tiſches und der Ruhe, fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Dreck und dem Geſtanke des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſere Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens brauchen, uns ſelbſt unſerer Ausflüſſe freuend, wenn ſie ſchön in demſelben aufgefaßt ſind? Sind wir bloß zu Amboßen der Zeit und des Schickſals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, aushaltender Maſſe ſind? Iſt's denn ein ſo geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zuſammengelegter Begriffe zu ſein? Iſt das Kind dieſer Wohlthäterin nicht beinahe ebenſo ſehr ſein Daſein ſchuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menſchen ſind wie immer gepflügtes Land; — iſt's erniedrigend, der vorſichtige Gärtner zu ſein, der ſeine Zeit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu laſſen, ſie auszuleſen und zu ſäen? Iſt's ſo geſchwind geſchehen, dieſen Samen zu bekommen oder auszuleſen? Muß er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen? Biſt Du nun ſo im Böſen über Dich ſelbſt verblendet, daß Du Dir läug-

nen könnteſt, Du habeſt uns nie dergleichen Nutzen geſchafft? und achteſt Du uns gering genug, daß Du glauben könnteſt, wir würden Dich ſo lieben, wie wir thun, wäreſt Du uns hierinnen unnütz oder überflüſſig oder entbehrlich geweſen? Willſt Du nun dieſe ſchöne Laufbahn, dieſes würdige Geſchäft aufgeben, alle Dir eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen, und Dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die Dich nichts mehr angehn und mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr gute, mehr böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu Hauſe, das Gute überall ſo befleckt iſt?

Und warum? Um etwa einem paar Kanzeliſtenſeelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr haſt als ſie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibſt? Und wohin willſt Du Dich flüchten? Nimmſt Du nicht überall Deine paar Semmeln mit, die Du mehr und leichter haſt, als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren und Dich darum beneiden werden? Wirſt Du deren Neid beſſer aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier ſein möchteſt? Siehſt Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrſt, erſetze? Iſt dieſes ſo Erreichbare ſo gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Exiſtenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeſchlagen zu werden, und ſo herumzuirren? Willſt Du alſo das Beſtändige für das Unbeſtändige hingeben? Iſt eine Natur, die gut und fühlbar iſt, die dieſes ertrüge? Muß ſie nicht auf die eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch ſchlimmer als zu Grunde gehn? Dieſes nur ferne befürchten könnend, iſt's dann weiſer auszuhalten, oder auf's Ungewiſſe, das ſich nicht einmal in die Ferne hin überſehen läßt, zu wagen? Wem biſt Du mehr Nutzbarkeit ſchuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützeſt Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißeſt, was Dich mit ihnen bindet, aufhörſt zu thun, und ſei es was es wolle, was Du für

ſie thatſt, und Dich ihnen fremd und abgebunden machſt? Achteſt Du Dich denn ſo wenig, oder hältſt Dich für ſo alleine, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen?

Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen, und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten! Iſt's Deiner Natur gut, ſich zu verändern, ſo reiſe! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleichwie Ulyſſes dem Schweinehirten, beim Feuer, hinter einer Schüſſel des fetteſten Schweinefleiſches oder eines ſchön in Eſſig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum ſich immer erſäufen wollen, wenn es mit einem ſchönen Bade gethan iſt?

C. A.

---

2.

Weimar, den 26. December 1785.

Dein Brief, mein lieber Knebel, hat mich ſo ſehr erfreut, als Du Dir es nur erwarten konnteſt; ich wünſchte Deine Art zu ſehen, zu beobachten, zu genießen und das Genoſſene mitzutheilen, vielen Reiſenden, und mir den Vorzug, ihre Aeußerungen immer ganz warm zu erhalten.

Du biſt weder ein politiſcher, noch illuminirter Reiſender; Du kannſt alſo B., ſeiner ſchönen Natur, ſeinem guten Blute und fröhlichen Nationalcharakter nach, mit gutem Geſchmack ge-

nießen, ohne durch den Haß gegen ſeine Staatsverfaſſung oder Rachgier gegen die übeln Behandlungen Deiner Mitbrüder geſtört zu werden; Du kannſt alſo ſeiner ſchönen Mädchen und Tänzerinnen Dich erfreuen, respective genießen, und die muntern B.-Büble gern haben, ohne zu denken, daß ſolche in der graſſeſten Unwiſſenheit und unter tyranniſchem Drucke leben; Du kannſt die Hanswurſtſprache gern hören, Dich an ihrer Herzlichkeit und Originalität beluſtigen, ohne daß Dir dabei die Pfaffenſprache, welche Freimaurer, Illuminaten und Proteſtanten an den Galgen predigt, dabei in den Ohren töne; Du kannſt eben als empfindſamer, literariſcher, beobachtender, ſchmeckender q. e. Reiſender reiſen, ohne durch irgend ein impegno aufgehalten zu werden, und gehörſt dadurch zu einer Klaſſe Reiſender, welche Yorik nicht benannt hat, und welche ich mit dem Namen der freien Reiſenden belegen möchte. Du haſt auch einen großen Vorzug vor den afrikaniſchen Weltdurchziehern, welche ſich mit Weibleins belaſtet haben, um dadurch — entweder den Dey's oder den Tigern als ein leichtes Fleiſch ihr Löſegeld zu bezahlen.

Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, ſtatt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Particularfreiheit berauben wird; ich gehe heut über acht Tage nach Berlin. Sobald als möglich werde ich mich jedoch des Anblicks der vielen blauen Sklaven entziehn, und gewiß vor Ende des Januar wieder zu Hauſe ſein. Ein verunglückter Verſuch verlegt meine Ausflucht auf den Winter; ich hoffte zu den Frühjahrsrevüen beſtellt zu werden, und wurde dafür zum Carneval invitirt. Der König wird ſehr kurze Zeit ſelbigem beiwohnen; das zuſammengeſchmolzene Licht fängt an, ſeinen Leuchter glühend zu machen; einzelne aufſchlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöſchung an.

Der Winter iſt mit einem immer trüben Himmel eingetreten; heut hat es zugeſchneit, und ich kann noch nicht zu dem ſeligen Zuſtande der Thiere gelangen, welche einer ſo vorzüglichen Paſſivität unter der weißen Decke in ihren Höhlen genießen.

Mich drückt der Winter entſetzlich, und der Mangel einer guten Eisbahn entzieht mir auch den einzigen Troſt, welcher uns ſonſt übrig blieb. Gewaltig ſehne ich mich nach der Nähe der Sonne; meine nicht zunehmende Geſundheit macht dieſe Sehnſucht hauptſächlich lebhaft. Auch meiner Frau würde Wärme beſſer thun, als dieſer ekelhafte Winter. Pyrmont hat ihr zwar nicht geſchadet, ihre Geſundheit aber nur um ſehr Weniges verbeſſert. Sie leidet fortwährend an den Eingeweiden, und ihre Schwangerſchaft trägt nicht zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes bei. Wären wir in B. oder in ſonſt einem katholiſchen Lande, ſo ließe ich ſie Lavements brauchen, wie jene Herzogin von Alba, welche ihrem kranken Kinde gepülverte Reliquien per anum einflößen ließ: mein Kind bedarf dergleichen Hülfen nicht, es iſt ſtark und munter.

Göthe'n bekommt der December beſſer als in alten Zeiten; auch Herders ſcheinen nicht zu leiden. Lavater magnetiſirt, und hätte gern, daß die Fürſten Deutſchlands ex officio Verſuche damit anſtellen ließen.

Die öffentliche Geſellſchaft in unſern Mauern iſt dieſen Winter ſo inſipid wie möglich. Da meiſt Alles verheirathet iſt, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art iſt, daß ſie leicht häusliche Unruhen verurſachen könnten, was übrig bleibt aber, die gute Zeit übergangen hat, und es für die wenigen Mädchen ſehr an Männern fehlt, ſo ermangelt ein Hauptintereſſe ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, und durch perſönliche Einflüſſe viel zu gewinnen; deswegen bekümmert ſich Niemand um den Andern, und man ſieht ſich ordentlich nur zur Frohne. Unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerennuyanteſte vom ganzen Erdboden. So lange kein Froſt war, jagten Einige, und die Andern fürchteten ſich vor den böſen Einflüſſen Pöllnitzens; ſeit erſteres Vergnügen und letzteres Gegenwart aufgehört hat, iſt auch dieſer Nagel, an welchen eine Menge Menſchen ſich hingen, ausgeriſſen. Etwas ſchien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beſchäftigen; da er aber nicht

recht verdaut war, ging er wie Haſelnüſſe hart ab, und der moraliſche Magen blieb abermals leer.

Etwas erfriſcht das beſſere Publikum Kayſers Compoſition zu Göthe's neueſter Operette, und des Waldhorniſten Hey's vortreffliches Blaſen.

Leb wohl, mein Lieber.

C. A.

---

3.

Weimar, den 17. September 1786.

— — Des großen Königs Tod erſchallte ſo ſehr in Aller Ohren und Herzen, daß man ſich nicht ſchämen darf, noch immer davon zu ſprechen. Wer ihn nicht betrauert, ſoll zur Strafe alle gereimte und ungereimte Gedichte auf ſein Ableben leſen. Hier ſchicke ich Dir eine Abſchrift ſeines Teſtaments, welches noch etwas beſſer lautet als dasjenige, was meine Mutter bekommen hatte. Der Nachfolger hat, ſo viel ich weiß, noch bis jetzt keine Blöße gegeben, welche vermuthen ließe, daß er nicht würdig wäre, den großen Fußtapfen zu folgen, wenigſtens ſcheint er ſie noch ziemlich ſchicklich auszufüllen; ſollte er auch keine neuen in die Laufbahn treten, ſo halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewiſſen Tritt auf der ſehr beſchneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er aber ſo leicht, wie ſein Vorfahr, über die locker bedeckten Tiefen wegglitſchen; einen ſolchen Schrittſchuhläufer giebt's auch nur alle fünfhundert Jahre, und kaum dann.

Der Oberſt Stein wird täglich hier erwartet; ich habe indeſſen den Hofmarſchall nach Berlin geſchickt, den König zu becomplimentiren. Da der letztere aber zu nahe an ſeiner Abreiſe war, ſo ließ er ſagen, daß Klinckowſtröm bis zum 26ſten warten möchte, wo die Rückkunft aus Preußen erfolgen wird. Biſchofswerder iſt nichts mehr als Obriſtlieutenant und Flügel-Adjutant geworden, und ich bin neugierig ob er einigen Einfluß behalten wird.

Imhoff hat ſich recht artig im Carlsbade betrogen, obwohl es ihm geglückt iſt, eine Dame und einen polniſchen Juden ſprechend gleich zu malen. Der Brunnen iſt ihm aber gut bekommen. Mir hat der Sprudel und das Teplitzer Bad treue Dienſte geleiſtet; der Pyrmonter beſorgt nun die Nachkur.

Komm bald zu mir, und heile Dich von Deinem Uebel. Leb wohl.

C. A.

---

4.

Frankfurt, den 13. Januar 1793.

Lange kam mir nichts Erfriſchenderes in mein Blut, als das Lied, was Du mir ſchickteſt. Sein Inhalt iſt wahr und ſeine Form recht paſſend zu ſeinem Inhalt; ich danke Dir dafür.

Das heſſiſche Volk hat eine wahre Charakteriſtik der Deutſchen geliefert, dadurch, daß es ſich gleich vor bürgerlicher Unordnung ſcheute, und Kraft allen Raiſonnements, und wilden Widerſtand allen beleidigenden neufränkiſchen Witzen entgegenſtellte. Gäbe es nur Mittel, dieſen Geiſt, der in allen deutſchen Adern fließt, allgemein und in einem Moment wirken zu machen, ſo wäre unſer Vaterland nicht ſo geplagt, als jetzt in dieſem Augenblick. Möchten doch die Engländer ernſtliche Mittel einſchlagen, um uns zur Ruhe zu bringen.

Gern käme ich dieſen Winter nach Hauſe, aber ohne feſte Winterquartiere iſt nicht daran zu denken, daß Einer, der ſich noch etwas rühren kann, die Armee verlaſſen dürfte. Die neuliche Schlappe in Hochheim hat die Franzoſen etwas gedemüthigt. Wer dieſe Nation in der Nähe ſieht, muß einen wahren Ekel vor ihnen faſſen; ſie ſind alle ſehr unterrichtet, aber jede Spur eines moraliſchen Gefühls iſt bei ihnen ausgelöſcht. Ich habe nichts Aehnlicheres mit dem jüdiſchen Charakter gefunden, als den der Franzoſen.

Das Avancement in der Armee iſt außerordentlich ſtark, faſt alle alte Leute rangiren ſich aus; vier meiner Junker ſind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir viele Freude, auch ſchreiben ſie mir bisweilen recht artige Briefe. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen ſolchen Ekel im Geiſte derſelben hinterlaſſen ſollen, daß ein Jeder ſich beſtreben werde, ſeinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein ſtätig glücklich macht. Was hilft der ſogenannte und ſo hochbelobte Atticismus (oder wie man es ſonſt nennen will) den Franken, dieſer Nation, bei der ſonſt alles Honnette, Dauerhafte, die Erhaltung und Fortpflanzung, gänzlich erloſchen iſt! Der Menſch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag ſein, welche ſie wolle, er war nie, ſage ich, zur Treibhauspflanze beſtimmt; ſobald er dieſe Cultur erhält, geht er zu Grunde. Auch beurtheilt man die Franzoſen falſch, wenn man glaubt, ihre Reiſe habe ſie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten ihre alten Beherrſcher, weil dieſe nachläſſig und ſtupid waren; nicht das mindeſte Moraliſche liegt dabei zum Grunde, ſondern man hat nur eine Art Moralität oder eine Philoſophenzunft zum Werkzeug gebraucht. Es iſt nichts Neues mehr unter der Sonne, ſagte ſchon Salomo, und dieſes iſt lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald ſo alt ſein, daß auch der mindeſte Grad von Neuheitsſucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch, und theilte Gutes und Böſes mit meinen Freunden. Grüße Deine Schweſter, behalte mich lieb, und leb wohl.

Carl Auguſt.

# Herder an Knebel.

1.

Weimar, den 11. September 1784.

Liebſter Knebel! Ihr doppeltes Andenken an uns hat mich ſehr gefreut, und wenn Sie ſo oft an mich, als ich an Sie, gedacht haben, ſo haben ſich unſere Geiſter im Abendroth und im Schatten der Bäume oft vereinigt. Mein Bächlein des Lebens hat dieſe Tage zwiſchen dem und jenem unwürdigen Felſen gebrauſet, daß ich's mehr als einmal lebhaft gefühlet, unter und zwiſchen welchem erbärmlichen Zickzack unſer kurzes Erdeleben hinſtreicht, wo wir Wochen und Jahre ohne Luſt und Gewinn verloren haben. Doch ſtill, mein liebes Herz, auch dir werden beſſere Zeiten kommen, ehe die Grabſchaufel den Staub über dich wirft und du das Schlagen verlernt haſt. O Knebel, welch ein Glück haben Sie bei allen Ihren moraliſchen Mißfällen des Lebens! Sie haben doch immer die ſchätzbarſte Beute davon getragen, Freiheit und einen ſelbſtändigen ruhigen Genuß der Güter dieſes Lebens, ſo viel Sie brauchen. Sie ſind von außen Herr über ſich ſelbſt geworden (unter Tauſenden in Europa kann dies nur Einer von ſich ſagen), und Sie haben in den wenigen Jahren Ihrer Entfernung ſo große Schritte gethan, es auch von innen über ſich zu werden! Männer ſchmeicheln einander nicht, und warum ſollte ich Ihnen ſchmeicheln? Aber die Theilnehmerin meines Herzens, meine Frau, weiß, was ich von Ihnen geſagt und was mir Ihr lieber Anblick geweſen. Genießen Sie dieſe Ruhe, oder vielmehr, kämpfen Sie dieſen akademiſchen Kampf mit ſich ſelbſt im ſchö-

nen Thale der Saale weiter: eine unſterbliche Hand wird Sie krönen. Auf eine Ewigkeit, glaube ich, wird Ihr dortiger Aufenthalt nicht ſein; aber auf eine ſchöne, reich und vielfach genoſſene Zeit, in der Sie Ihre zweite Jugend durchleben, indeß ich hier auf dem verödeten Zionsberge, hinter den Kirchmauern wie ein Nachtvogel ſitze und in dem engen, ach, engen Thale unſrer Ilm zuweilen wenigſtens die ſtummen Bäume zur Erholung grüße. Doch genug der Klagelieder, die nicht einmal mein Herz erleichtern.

Hier iſt Vanini. Die Ode iſt gezeichnet, und in manchen Strophen dünkt ſie mich wie eine Ueberſetzung Ihres beſſern Athems oder Seufzers: „du, der du biſt, das weiß ich." Sie hat übrigens Tautologien und iſt zu lang; indeß immer merkwürdig, da man den, ſonſt freilich ſehr eiteln, armen Philoſophen als einen Atheiſten verbrannt hat. Daß Sie mir das Buch ſorgſam wiederſchicken, darf ich bei Ihnen nicht erinnern; es gehört zur fürſtlichen Bibliothek und iſt äußerſt ſelten.

Der Geheimerath Jacobi kommt her. Sein Anmeldungsbrief an Göthe hat dieſen nicht gefunden und er hat deshalb an mich geſchrieben. Ich hoffe, er wird ſeine Ankunft acht bis zehn Tage verzögern, und Göthe indeſſen hier eintreffen, nach dem ich mich ſehr ſehne. Auf den October hat ſich die Frau v. Recke (die von ihrem Mann geſchieden iſt) hier anmelden laſſen, und das Bethlehem in Juda wird alſo nicht leer. Die Weiſen beſuchen es; ich hoffe aber, daß ſie allmählig eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlaſſen oder ſie an die eigentlichen Inhaber unſers heiligen Stalles, den bos et asinus, die das alte Kirchenlied preiſet, richten werden.

In Tiefurt haben wir heut vor acht Tagen den Dſchiggetai, Onager und die Indier in Aſtrakan aus Pallas geleſen. Ihr Skamozzi war nebſt dem übrigen Andenken angekommen und es machte viel Freude. Die Fräulein v. Göchhauſen hat die indianiſche Reiſe, von der ich Ihnen ſprach: ſobald ſie ſie wiedergiebt, ſoll ſie zu Ihnen. Sie iſt zwar gegen Haſtings geſchrieben, hat aber doch einige ſchöne Nachrichten und Mit-

leid erweckende Beſchreibungen, geſetzt, daß dieſe auch nur halb wahr ſein ſollten. Leben Sie indeß am Oronoko und in den Luſtgärten des Jones glücklich fort und erfreuen uns, wenn's Ihnen wohl iſt, bald wieder mit einigen Zeilen. Grüßen Sie Eichhorn und lernen Sie mit der Zeit Arabiſch von ihm; es iſt doch ein ſeltner Schatz, und die Gelegenheit dazu noch ſeltner. Adieu, Lieber, ich umarme Sie herzlich.

H.

Hier iſt Lucrez, wenn Sie ihn mögen. Er iſt ein Menſch von Rieſenkraft, auch wo er die ſtupideſten Sachen demonſtrirt.

---

2.

Weimar, den 5. October 1784.

Sie kommen mir, liebſter Knebel, mit Ihrem Schreiben entgegen, gerade da ich an Sie ſchreiben wollte; dies Begegnen unſerer Gedanken bekommt mir wohl.

Jacobi iſt ſehr gerührt weggegangen, inſonderheit von Göthe: unſere Bekanntſchaft wird ihm gewiß an Leib und Seele wohlthun. Claudius ſehnte ſich wie ein Vertriebner nach Hauſe, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Die ſo verſchiedne Gemüthsart dieſer zwei guten Leute hat mich in einem ſtillen Conflikt zurückgelaſſen, ſo daß mir ihr ganzes Daſein hierſelbſt wie ein Traum, oder eine Art von Reiſe iſt, die ich ſonſt gemacht habe. Ich bin alſo in eine ſonderbare Einſamkeit zurückgeſunken, zu der mich auch einige aufgeſchobne nothwendige Arbeiten nöthigen, und die endlich ein verſteckter Schnupfen befördern mag. Göthe's Abreiſe kam dazu, der noch in Ilmenau iſt und dem die Gegenwart der Fremden auch gut gethan hat. Er iſt nur einmal bei mir hier geweſen, und vom Herzog und ſeiner Reiſe iſt kein Wort vorgefallen, weil ich mit ihm von politiſchen Sachen ſo wenig als möglich ſpreche; obgleich auch mir die dumme Mähre zu Ohren gekommen war. —

Aber was machen Sie, daß Sie das Geld ſchicken? Hier iſt es wieder: Lucrez iſt einmal mein, und wenn Sie wollen, geben Sie mir dafür den Dürer oder etwas anderes, was nicht Sie, aber ich wohl brauche. Ich bin in den beiliegenden Carlsruher Beiträgen unter vielem Wuſt auf Stücke gekommen, die ich von Götz halte. Laufen Sie ſie doch durch mit Ihrem ſpürenden Sinne und melden mir einmal, was Sie gefunden. In Göcking's Journal (Stück 6) ſteht, mit einem neuen Geſange Homers von Bürger, auch das Avertiſſement der Subſcription zu Götz's Gedichten.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Beide danken wir Ihnen für den ſchönen Tag, den Sie uns, trotz des Windes, in Jena machten. Wir fuhren im ſchönſten Mondſchein, zwiſchen Schlaf und Wachen, gen Weimar und wurden alleſammt mit Briefen erfreut. Claudius durch einen Brief von ſeiner Rebecka und ich durch einen von Hamann. Leben Sie wohl, Liebſter, es gehe Ihnen auf's Beſte wohl. — Bald ſchreibe ich wieder.

H.

---

3.

Weimar, den 10. October 1784.

Dank Ihnen, Lieber, für Ihr doppeltes gutes Andenken. So ſehr Sie es aber auch verbergen mögen, ſo ſitzt eine geheime Unruhe in Ihnen, wie das Küchlein im Ei; und um Gottes willen, machen Sie nicht, daß es Wärme gewinne. Nehmen Sie ſich etwas Beſtimmtes zu thun vor; dies iſt der einzige Weg, die Gedanken ſowohl als Begierden abzuthun, oder wenigſtens zur Form unſerer ſelbſt zurückzuzwingen. Gleichviel, was es ſei, aber der Menſch muß Tagarbeit haben: ſein inneres Weſen iſt zu weit und unbeſtimmt zum Kreiſe ſeines äußern Daſeins. Verzeihen Sie meiner flachen Philoſophie, ſie iſt aber die Erfahrung meines Lebens, und ſelbſt der vergangenen Wochen und Tage, in denen ich nur iniquae mentis asellus zu Treibereien von außen geweſen. Ich eile,

wie ein verſchmachteter Hirſch zur Quelle eilt, zu irgend einer zuſammenhängenden Arbeit und fange ſie vielleicht ſchon mit dem morgenden Tage an, ob mir gleich, die Wahrheit zu geſtehen, noch das Punctum saliens fehlt. Es muß aber in die Arbeit kommen, oder es kommt gar nicht. —— Machen Sie's auch ſo, Lieber, wir wollen in zwei verſchiedenen Bahnen laufen, zu Einem Ziel.

Voigt's haben uns den Antrag gethan, Sie heute in ihrer Geſellſchaft zu beſuchen; aber meine Frau iſt niedergeworfen in ihrem Gemüth. Und auch ich bin dieſe Woche ſo niedergeweſen, daß ich drei Tage kein materielles, phyſiſches Wort habe ſprechen können und geweſen bin, wie eine verſchloſſene ſtumme Wand. Alſo haben wir's abgeſagt und erwarten eine muntere Zeit der Freuden.

Von meinen Fabeln könnte ich Ihnen Manches ſchon überſchicken, wenn's — abgeſchrieben oder lesbar wäre. Ich will es in müßigen Stunden thun oder thun laſſen und ſodann Ihr Urtheil erwarten.

Von neuen Sachen iſt mir Einiges zu Geſicht gekommen; aber nichts, was mich im Mindeſten erquickt hätte. Engel's Mimik iſt ein tönender Schellenklang, ohne Herz, Geiſt und Abſicht; er kennt keine Geberdenſprache, als die der Berliniſchen Schauſpieler, und am Ende keinen andern Zweck, als für das elegante Publikum, das er mit ſeinen kleinen klingenden Sylben in den Schlaf wiegen will, zu ſchreiben. Eberhard hat vermiſchte Schriften herausgegeben, in denen die Philoſophie mir wie alter Käſe riecht; und das Uebrige iſt in demſelben Guſto.

Dagegen haben wir uns Abends an morgenländiſchen Erzählungen erbaut, die uns Gottfried vorlieſt, und die meine Frau geneigt iſt zu ſammeln. Göthe hat uns ſeine Abhandlung vom Knochen vorgeleſen, die ſehr einfach und ſchön iſt. Der Menſch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen. Wir haben indeß neulich ausgemacht, daß er, allen Münzen nach, ehemals in Rom dictator perpetuus

und Imperator unter dem Namen Julius Cäſar geweſen; zur Strafe aber nach beinahe 1800 Jahren zum Geheimen Rath in Weimar avancirt und promovirt ſei! — Laſſet uns alſo Fleiß anwenden, daß wir nicht noch ärger promovirt werden! Mit Ihnen muß etwas Aehnliches vorgefallen ſein; darum ſitzen Sie jetzt auf dem Schloſſe zu Jena.

Nun, lieber Knebel, alles Gute mit Ihnen! Und inſonderheit wünſchte ich dieſem Briefe einen unſichtbaren aber wakkern Stachel, auf Lateiniſch stimulum ad laborem, mitzugeben. Nach Lucrez Ueberſetzung habe ich vergebens gefragt; wie wär's, wenn Sie ſich nur zum Anſatz an einige ſeiner ſchönſten Stellen machten? Ich umarme Sie mit Liebe und Freundſchaft.

H.

---

4.

Weimar, den 2. März 1785.

Mein Brief, liebſter K., war neulich drei Quartblätter lang ſchon fertig, als die Kataſtrophe der Geburt zum Tode ihn abzuſchicken unnütz machte. Wie ich höre, iſt Alles bei Hofe vergeſſen, und warum ſollten wir denn außer dem Hofe daran gedenken?

Der Herzog von Gotha iſt hier, zu tröſten und getröſtet zu werden: denn ſeine Madame Schneider iſt Sonntags begraben. Er hat mir viel von der Qual eines zu empfindlichen Herzens geſprochen, was ich nicht verſtand, weil ich die Veranlaſſung dazu nicht wußte, alſo auch nicht comme il faut beantwortet habe. Trödelkram, Trödelkram, lieber Knebel, iſt das Meiſte auf der Erde, und die Herzen der Fürſten ſind koſtbare Stücke in dieſer Bude. Kaufe ſie, wer will; mir iſt ein Dreier lieber.

Ihr Virgilius jambisatus hat mir eine gute Stunde gemacht; erlauben Sie, daß ich das Papier noch einige Tage hier behalte.

An meinen Ideen wird ſchrecklich langſam gedruckt, weil Papier fehlt. Sie ſind bis auf's fünfte Buch, das ich blos aus Trägheit zum Schreiben noch unterlaſſen habe, im Manuſcript fertig. Ihnen habe ich nichts ſchicken mögen, bis das Ei ausgebrütet iſt; leſen Sie's ſodann in gedruckten Charakteren. Die Luſt zum Schreiben iſt mir ziemlich vergangen, und wenn ſich die Materie nicht ſelbſt hebt, ich will und mag ſie nicht heben. In Deutſchland iſt Alles gleichviel, und je platter, je beſſer. Wir ſind platte Barbaren und werden es bleiben. — Die Blätter ſind meiſtens gedruckt und Sie ſollen bald ein Exemplar erhalten.

Ich leſe jetzt die mem. de Skott, die trotz aller Merkwürdigkeiten der Autenticität ſelbſt für mich etwas langweilig ſind. Haben Sie ſie noch nicht, ſo will ich Göthe, von dem ich das Buch habe, an Sie erinnern, ob er wohl meine Erinnerung nicht braucht.. Er hat Sie ſehr lieb und hat Ihnen einen Beſuch zugedacht, der für Euch Beide erfreulich ſein wird. Er trägt ſeinen Kopf und ſein Herz immer auf der rechten Stelle und iſt in jedem Schritt ſeines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's ſolcher?

Rechnen Sie mein Stillſchweigen nicht für Vergeſſenheit, Lieber, wir denken oft an Sie; aber mir iſt mein Mund verſiegelt. Leben Sie wohl, Guter! Ich freue mich, Cook zu ſehen, der für Sie erkauft ſein ſoll. Leben Sie glücklich!!!

H.

---

5.

Weimar, den 20. Mai.

Nehmen Sie, lieber Jahresbruder und Mithelfer der Adraſtea, meinen innigſten Dank an, ſowohl für die beiden Gedichte, womit Sie, wie mit Schildhaltern, das letzte Stück geziert und gewaffnet haben, als auch für die Erquickung Ihres Beifalls. Pindar ſagt, daß dieſer nach überſtandner Arbeit ein warmes, linderndes Bad ſei; ich habe deſſen nöthig: denn

ich ſitze hier unter Eiſe in lauter kalten Bädern, weiß mich aber auch Jenes mit Beſcheidenheit zu freuen: denn es ſpricht ſolchen der Freund zum Freunde. Wunderbar bin ich zu dieſer Adraſtea gekommen, verlockt, ich will nicht ſagen, verführt; lange werde ich ſie auch nicht fortſetzen, da ſie zu viel fordert. Gehe es mit ihr, ſo lange es mag; dann werde ſie Aſträa und ſteige zu ihrem Himmel wieder. Eigentlich geht ſie über Menſchenkräfte, und da ich ſo gebunden, ſo zerriſſen, ſo beladen bin; warum ſollte ſie mich nicht auch des Dienſtes, den ſie jedem Ueberladnen erweiſet, tröſten dürfen? daß ſie mir ihr freundliches „Gnug! Nichts zu viel!" zuwinke.

Lebten wir zuſammen, ſo könnte ich freilich zu Ihren Schätzen wallfahrten, nachdem es dieſer oder jener Ort heiſchte; doch aber hoffe ich, Ihre beiden trefflichen Stücke gut geſtellt zu haben, und Sie werden mir fernerhin die Brocken von Ihrer reichen Tafel nicht verſagen.

Viel Vergnügen an Jones! Nichts täuſchte mich mehr als die Aufſchrift: **the Seasons by Calidàs**; dies iſt nämlich der Dichter der Sacontala; leider fand ich nichts als den Titel. Die Fabelleſe (Hitopadis) überſetzt Dahlberg.

Ich wünſchte, daß Sie Ihren Hymnus an die Sonne vollendeten, oder mir eins Ihrer Gedichte über und an die Natur ꝛc. ſendeten; das wäre mir zum neuen Stück der Adraſtea ſehr brauchbar. Richter's neuer Titan iſt trefflich und ſehr reif. Er wird Ihnen viel Freude geben.

Leben Sie wohl, Trefflicher, Beſter, auf Ihrer grünen Höhe. Sein Sie nicht blos ein ſtiller Meßprieſter der großen Natur, ſondern auch für Andre ein

**Organista und Cantor!**

Viele Grüße an Ihr Haus und Ihre Freunde.

H.

6.

Rom, den 13. December 1788.

Ihre beiden Briefe, lieber Knebel, und Ihre kleinen Denkverſe ſind mir höchſt erfreulich geweſen, ob ich ſie gleich ſo lange nicht beantwortet habe. Sie wiſſen aber, der Brief an einen Freund iſt wie eine Rechenſchaft, zu der man, ehe das Caput geſchloſſen iſt, ungern gehet; im Gewühl endlich und in der Menge ſolcher Gegenſtände, als Rom enthält, läßt ſich eigentlich gar nicht ſchreiben. Deſto fleißiger habe ich an Sie gedacht, und bin oft mit Ihnen meine große Stube durchwandelt.

Wahrlich, l. K., Götter und Genien wandeln und ſpielen mit unſerm Schickſal, obgleich zuletzt Alles von natürlichen Urſachen, von den Leidenſchaften und Phantaſien, der Vernunft und Unvernunft der Menſchen ꝛc. abhängt. So bin ich nach Italien gekommen, ſo lebe ich darin, ſo werde ich zurückkehren; und das Beſte, das man allenthalben davon bringt, iſt oder ſind wir ſelbſt. Gleichviel, ob man wie der S. Bartholom. in Angelo's j. Gericht ſeine geſchundene Haut, oder wie die Venus den ſchönen Hintern vorweiſet. Allenfalls iſt's gut, wenn man ſich auf Beides gefaßt macht, und das Beſte in ſich ſelbſt verwahret.

Ich lebe in Rom fort, geſund, und ſeit ich in meiner Freiheit bin, ziemlich glücklich, wenigſtens ſo beſchäftigt, daß ich nicht weiß, wie Tage und Wochen entfliehen, ob ich ſie gleich nicht immer nach baarem Gewinnſt berechnen kann. Im Vatikan z. E. iſt's mir noch nicht geglückt, etwas zu finden; ich kann aber auch nicht ſagen, daß ich darin hätte ſuchen mögen, auf die Art, wie es mir daſelbſt zu ſuchen vergönnt iſt. Man hat Befehl, mir vorzulegen, was ich begehre; den Catalog aber habe ich nicht in meiner Gewalt, er ſoll auch ſehr unvollſtändig ſein, und da läßt ſich nicht viel begehren. Man verliert Zeit; und wo nähme ich Zeit her, auch nur gehörig abzuſchreiben, wenn ich was fände? Aus dem Vatikan wird

kein Mſcr. verabfolgt, und der Vatikan iſt eine halbe deutſche Meile von mir. Alſo, wenn das Glück mich nicht zu guter letzt ſonderbar heimſucht, werde ich dieſe meine Hoffnung, die vielleicht auch eine kleine Eitelkeit war, wohl aufgeben und andern Glücklichern überlaſſen müſſen. Ja, wenn ich zwei bis drei Jahre hier bliebe; da ließe ſich was ſuchen und finden.

In der Kunſtbetrachtung bin ich nach meiner Weiſe fleißiger, und ich gebe Göthe'n in Allem Recht, was er darüber ſagt. Das einzige Schlimme dabei iſt — aber ich will nicht einreden. Ich ſtudire, ſo oft ich kann, täglich drei Stunden an dieſen Geſtalten der alten Welt, und betrachte ſie als einen Codex der Humanität in den reinſten, ausgeſuchteſten, harmoniſchen Formen. Mir verſchwindet dabei Raum und Zeit; ich habe die Idee, aus der Alles ward, aber ich habe keine Sprache, ſie herzuſtammeln. Sie läßt ſich, wie Alles in der Welt, nur durch That, durch Schöpfung zeigen; in meiner Seele indeß ſoll ſie bleiben. — Ich leſe jetzt ein ſpaniſches Mſcr. vom Ideal-Schönen, und ſehe, was es mit dem Schreiben für ein elendes Ding iſt.

Die lebendige, große, mittlere und kleine Welt in Rom, die ich genug zu ſehen Gelegenheit habe, iſt auch ein Bild, das ich nicht ſo leicht vergeſſen werde. Auch hierin iſt Rom einzig in ſeiner Art, ein ſonderbares Weſen: man kann und muß in ihm, wenn man's recht ſehen will, ſich durch alle Zeiten durchleben. Man ſieht in ihm Aegypten, Griechenland, den alten römiſchen Staat, das Juden- und endlich das päpſtliche Chriſtenthum durch alle Zeiten. Wer nur Augen und Zeit hätte, Alles zu finden, Alles zu erfaſſen und zu ordnen. Ich bin aber ein armer Wicht; meine Augen reichen nicht weit und mein Glas iſt dunkel.

D. grüßet Sie ſehr: er iſt geſtern früh mit der S. nach Neapel gereiſet, und hat Rom wenig, ich will nicht ſagen, genießen, ſondern auch nur ſehen können und dürfen. Das kleine Köpfchen war immer krank oder mißlaunig, und da mußte er, der fröhlichſte, beſte Menſch, es ihr zu Gefallen meiſtens mit-

ſein. Gehe es ihnen recht wohl in Neapel, und möge die Frau da finden, was ihre Seele begehret. Genug, mir hat ſie die Reiſe verdorben, und meine verdammte Gutmüthigkeit hat mir mehr fatale und unnütze Tage gemacht, als ich mir durchaus hätte ſollen machen laſſen. Indeſſen habe ich mir jetzt um ſo weniger vorzuwerfen; und auch das iſt, obwohl ein elender Troſt. Ich lebe jetzt viel mit der Herzogin und wir ſind Alle ſehr gut mit einander. Die Herzogin iſt ſehr vergnügt, und hat es jeden Augenblick auch ſein können, weil es ihr in Allem ſehr wohl und glücklich geht. Ich gehe mit ihr nach Neapel; meine Rückreiſe über Florenz mache ich allein; gebe Gott, mit gutem Glück, helfen Sie es mir auch erbitten und wünſchen.

Ihrer Schweſter ſagen Sie doch unendlich viel Liebes und Gutes: ihr Bild ſteht oder vielmehr ſitzt mir oft wie ein heiliges Kloſterbild vor, inſonderheit ſehe ich ſie in ihrem eigenen Zimmer ſitzen am Garten, wo ich ein paar Augenblicke war. Von Neapel am Meer will ich an ſie ſchreiben; auch an Andere, die meiner vielleicht im Guten gedenken. Grüßen Sie doch auch Max. auf's Beſte, die gute, gute, brave Seele. Er hat mir mehr als einmal auf's innigſte das Herz bewegt; das kommt mir immer bei ſeinem Andenken im Bilde zurück. Grüßen Sie ihn auf's Beſte und wenn ich ſagen kann, recht wie ein Bruder.

Und wie geht's Ihnen, Lieber, mit Ihren Studien? mit Ihrer Philoſophie u. ſ.? O, wenn Sie mich einmal mit einem oder einigen Aufſätzen der Art erfreuten! Sie verſprachen es mir, haben mir aber nicht Wort gehalten. Wüßten Sie, wie unphiloſophiſch man hier lebt, wie abgeſchnitten man hier auch ſogar von allen Büchern der Art ſei, und wie ſchön ſich doch hier unter dem blauen Himmel, bei Sonnen- und Mondlicht philoſophiren ließe; gewiß, Sie beſuchten mich wie ein ſtiller Geiſt mit Ihren Phantaſien, die mir immer ſo werth waren. Leben Sie wohl, liebe Seele, und vor allen Dingen, alter Philoſoph, lebe heiter. Heiterkeit iſt das höchſte Gut des Le-

bens, und nur Gleichmüthig- und Gleichgültigkeit vermögen ſie uns zu geben. Nur ein Hirtenknabe theilt den Apfel der Schönheit aus, und die nackteſte Göttin empfängt ihn. Lebe wohl, Lieber, ein gutes Chriſtkindlein und glückliches 1789 zum N. J. — Der Brief iſt zu weit beſchrieben; er muß offen bleiben, was ſchadet's auch? Meine Frau darf ihn zwar, aber ſie wird ihn nicht leſen. **Vale.**

H.

# Wieland an Knebel.

1.

Weimar, den 13. Januar 1775.

Mich freut herzlich, liebſter Knebel, daß unſer junger Herzog Sie, wie es ſcheint, immer beſſer kennen lernt, und Sie auf einen ſo freundſchaftlichen Fuß behandelt, daß er Sie an den Empfindungen Antheil nehmen ließ, in die Ihn mein aus der Fülle des Herzens übergefloſſener Brief ſetzte Der letzte, den ich vor 8 Tagen von Ihm erhielt, hat mich ſehr glücklich gemacht. Ich wünſchte 10 Jahre jünger zu ſein, um deſto länger mit einem Fürſten und für einen Fürſten, der der Menſchheit ſo viel Gutes verſpricht, leben zu können. Was Sie mir, mein vortrefflicher Freund, bei dieſer Gelegenheit von Ihren eignen Geſinnungen für mich ſagen, macht mich nicht weniger glücklich. Glauben Sie mir, daß ich ganz und auf's Innigſte fühle, was es ſagen will, von einer Seele, wie die Ihrige, geliebt zu ſein. Ja, mein Beſter, Sie müſſen mein Freund ſein, ich muß und will der Ihrige ſein, unſre Herzen ſind dazu gemacht, und wenn die Klopſtocks, die Lenze, die Herder, und wie die Genien alle heißen, nicht auch unſre Freunde ſind, tant pis pour eux!

Was Sie mir von den amoribus unſeres neuverlobten Fürſtenpaares ſagen, iſt Alles ſehr nach meinem Sinn. Ich denke, Beide werden das für einander empfinden, was zum Glück des ehelichen Lebens (welches Fürſten ohnehin weniger empfinden als Privatleute) nöthig iſt, und dies iſt genug, und, Alles wohl erwogen, beſſer, als wenn ſie Amandus und Amanda mit einander ſpielten.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondriſchen Anſtoß über Göthen ſchrieb. Ich bin inzwiſchen radicaliter von allem Mißmuth gegen dieſen ſonderbaren, großen Sterblichen geheilt worden. Unfehlbar werde ich ihn über lang oder kurz perſönlich kennen lernen — (ein dummer Ausdruck, an den wir angewöhnt ſind, wie wir zu ſagen pflegen, die Sonne tritt in den Steinbock, oder Proſit, wenn Jemand nießt). Genug, ich werd' ihn ſehen und ſprechen, und an meinem guten Willen ſoll's nicht liegen, wenn wir nicht Freunde werden können.

Ich bin begierig, zu wiſſen, was Sie zum kritiſchen Artikel im 2. Stücke des 8. Bandes vom Merkur ſagen. Der Aufſatz hat einen Verfaſſer, der's nicht leiden kann, wenn ich ihm etwas ändre, und der zwar nicht immer nach meinen Ideen, aber doch, wie mich däucht, im Ganzen nicht übel urtheilt — wiewohl, à dire vrai, von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden ſollte. Denn die ſind nun wie ſie ſind, und es wäre ſelten deſto beſſer, wenn ſie anders wären. Herr Klopſtock wird ſich ohne Zweifel durch die Freiheit beleidigt finden, die dieſer Kunſtrichter ſich nimmt, von ſeiner gelehrten Republik zu urtheilen. Aber ich kann nicht helfen. Entweder keinen Merkur, oder Freiheit zu ſchreiben für Alle, die daran Theil haben; non datur tertium.

Mich verlangt herzlich nach Ihrer Wiederkunft, wiewohl ich nicht wünſchen kann, daß Sie gar zu bald wiederkommen. Denn ich glaube, daß dieſe peregrination unſerm Prinzen wohl bekömmt.

Legen Sie mich unſerm theuren Carl Auguſt zu Füßen. — Leben Sie wohl — und ſchreiben Sie mir bald, wie Sie den Verfaſſer des Neuen Menoza gefunden haben. Unſere beſte Herzogin iſt zu Gotha; ſobald Sie wiederkommt, werde ich Sie ſo ſanft als möglich zu ihren kleinen niedlichen Füßchen legen. Gehaben Sie Sich wohl, mein liebenswürdiger Freund. Bertuch und Einſiedel salutant te in domino.

W.

---

2.

Tiefurt, den 7. Juli 1803.

Lieber Knebel, Ihre Ueberſetzung des Lukrez, ſo weit ich ſie nach dieſem erſten Buche beurtheilen kann, iſt ein Meiſterwerk, woran Scharfſinn, Gewandtheit des Geiſtes, Geſchmack und eiſerner Fleiß gleichviel Antheil haben. Eine ſolche Ueberſetzung iſt das beſte Originalwerk werth, ja in Rückſicht auf die unſäglichen Schwierigkeiten, womit Sie zu kämpfen hatten, und die von Ihnen ſo tapfer als glücklich beſiegt worden ſind, mehr werth, als ein das Lukreziſche Werk weit übertreffendes Original. Ich müßte mich ſehr irren, oder den Lukrez in gleichviel Verſen ſo zu überſetzen, war ungleich ſchwerer als Voſſens treffliche Ueberſetzung der Ilias. Daß Sie Ihren wackern und gelehrten Vorgänger Meinecke hundert Paraſangen hinter Sich gelaſſen haben, iſt das wenigſte, was ich ſagen muß, um Ihnen einige Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe Ihre Arbeit ſorgfältig mit dem Original verglichen, und ſie durchaus (es müßten mir dann nur, wo ſo viel zu loben iſt, unmerkliche maculae entwiſcht ſein) ſo getreu, ſo kräftig, ſo geiſtreich, in Allem, was an Ihrem Autor charakteriſtiſch iſt, ſo ganz Lukreziſch gefunden, daß ich Ihnen meine Bewunderung und (was vielleicht noch mehr iſt) meine gänzliche Befriedigung nicht genug auszudrücken weiß. Was zu dieſer Vollſtändigkeit meines Wohlgefallens an dieſer Ihrer herkuliſchen Geiſtesarbeit nicht am wenigſten beiträgt, iſt, daß es Ihnen, gewiß in einem hohen Grade, gelungen iſt, Ihrem geliebten Lukrez, ſoviel als in einer, ungleich mehr als ſeine damalige, gebildeten Sprache möglich ſcheint, ſelbſt in der öfters ſchmuckloſen Einfalt und Auſterität, oder, ſo zu ſagen, in der Roſtfarbe des Alterthums, ſo nahe gekommen ſind. In dieſer Rückſicht möchte ich Sie wegen deſſen, was Sie (zumal da Verſchönern gerade das leichteſte war) nicht gethan, eben ſo ſehr loben, als wegen deſſen, was Sie gethan haben. Denn, in meinen Augen wenigſtens, iſt es ein unvergleichbar größeres Verdienſt, eine dem Original ſo

getreu und doch mit ſo freiem Geiſt und ſicherem Geſchmack nachgebildete Kopie, als eine **si Dis placet** verſchönerte Parafraſe eines Dichters wie Lukrez geliefert zu haben. Das einzige, worin Sie ihn übertroffen haben, und als Ueberſetzer übertreffen mußten, iſt die Klarheit des Ausdrucks auch in den dunklern Stellen, wo eine noch nicht genug durchgearbeitete, ſpröde und ungelenkſame Sprache, verbunden mit den natürlichen Schwierigkeiten der Epikureiſchen Dogmatik, dem Autor nicht erlauben wollte, ſeinen Gedanken, oder den abſtrakten Satz, den er darſtellen wollte, beſtimmt genug auszudrücken — wobei Ihnen zuweilen eine Art von glücklicher Divinazion, immer aber das tiefe Eindringen in die Myſterien der Epikureiſchen Philoſophie und in den Geiſt Ihres Autors zu Hülfe gekommen zu ſein ſcheint. Wieviel, liebſter Freund, hätte ich noch zu ſagen, wenn ich Alles, was ich an Ihrer trefflichen Arbeit zu loben finde, genauer angeben wollte. Sie erlauben mir aber, daß ich auch noch etwas auf die hoffentlich nicht gar zu ferne Zeit des Wiederſehens verſpare. Gern möcht' ich nun auch, um Ihr in mich geſetztes freundſchaftliches Vertrauen in etwas zu rechtfertigen, durch Handhabung des Ariſtarchiſchen Amtes etwas zur möglichſten Vervollkommnung eines Werkes beitragen, wodurch Sie Sich ein ſo großes Verdienſt um unſre Litteratur gemacht haben — ein Verdienſt, das um ſo größer iſt, da es leider! nur von Wenigen aus **connoissance de cause** anerkannt werden kann. Aber, wenn ich auch hie oder da eine kleine Stelle, einen Vers oder ſo was gefunden hätte, wo mich ein Wunſch, das Gute noch beſſer zu ſehen, angewandelt wäre, ſo würde mich ſchon der vergebliche Verſuch, es beſſer zu machen (wie z. B. bei dem Gemälde des im Schoß der Venus zu ihr emporſchmachtenden Mars), zurückhalten. Damit Sie indeß wenigſtens meinen guten Willen ſehen, an einem Meiſterwerke, woran ich ſo vieles hoch zu loben finde, auch etwas zu bekritteln, ſo lege ich zur Probe ein Blättchen bei, worauf ich einige von den **paucis maculis** bemerke, **quibus non offendor**, und die vielleicht, genau beſehen, nicht ein-

mal **maculae** ſind. Seit den letzten Tagen des Juni hat uns endlich die große Göttin Ihres Lukrez, **madre Natura**, ein freundliches Angeſicht zugewendet, und ich genieße hier, in ihrem Schoße, unter den Flügeln der beſten Fürſtin und im Schatten der von Ihnen, lieber Knebel, gepflanzten Bäume*), halcyoniſche Tage. Wie oft wünſche ich Sie mit Ihrer Andone zu uns, oder mich zu Ihnen in Ihre Thüringiſchen Schweizeralpen! Warum verurtheilt uns das Schickſal, die unvermeidliche Trennung, die uns bevorſteht, um ſo manches Jahr, das uns Jupiter nie wiedergeben wird, zu anticipiren.

Ich ſchmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, Sie über lang oder kurz in Ihrem lieben Ilmenau zu beſuchen — aber wann ſie in Erfüllung gehen wird, wiſſen die Götter. Indeſſen behalten Sie mich lieb, empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin und bleiben meiner herzlichen Freundſchaft und Ergebenheit auf immer verſichert. W.

---

*) Tieffurth wurde nach dem Plane Knebels angelegt.
D. H.

# Jean Paul Friedrich Richter an Knebel.

1.

Bayreuth, den 16. Januar 1807.

Mein guter alter Jugendfreund, nämlich der poetiſchen in Weimar! Ihr herrlicher Brief war kein bloßer Dreiklang, ſondern auch ein Nachklang, eine Echo des Vergangenen. Mir iſt jetzt, zumal politiſch, als hätt' ich ſechszig Frühlinge hinter mir, und faſt den nächſtvergangenen rechne ich noch in die alte, weit entrückte nachſchimmernde Aue hinüber. Gott ſei Dank, daß man die Leidtragenden der langen Leiche des deutſchen Reichskörpers nur noch hat! — Himmel, der Briefſchreiber hat jetzt mehr Stoff als Briefpapier und ſogar dieſes iſt theurer! —

Ueber unſer Bayreuther Land zog die Kriegshagelwolke nur als eine flüchtige Regenwolke, ohne Schloßen oder Blitze zu werfen. — Aber die jetzige Menſchheit bedurfte des ſtärkenden Krieges früher als des Friedens, der erſt hinter jenem ſtählt. Denken Sie ſich ein jetziges Europa ein Säculum fortſtehend oder fortfaulend, ohne Krieg. —

Jetzt hingegen wirken Frieden und Bücher tüchtiger ein.

Ihr Lob der Levana hat mich faſt noch ſtärker erfreut, als Ihr Tadel. Ihre gütige Vorausſetzung meiner Gleichgültigkeit gegen Lob (höchſtens mündliches ausgenommen) kann ich ohne Unbeſcheidenheit nicht zugeben; und in der That, ich wüßte nichts, was ich lieber läſe, als einen Rieß Papier, der mich unendlich prieſe; — und ich hätte keine andere Mühe dabei, als die Sache zu glauben. Aber (ernſtlich) Ihr ausgeſprochener Tadel, zumal eines beſten, ja faſt erſten Leſers, den keine Ein-

ſeitigkeit der Aeſthetiken gefangen nimmt, iſt für mich ſo wichtig, daß ich ſeinem reinen ganzen Eindruck mehr glaube, als meiner Einſicht, und mit Recht. Daher ich Ihnen bei meinen bald erfolgenden opera omnia außer dem Freiexemplar noch einen beſondern Dank in der Autobiographie gelobe, wenn Sie vorher noch einmal Alles leſen, was ich wiederediren und wiedergebären will, und wenn Sie, der höchſtens die Nachſicht übertreiben kann, alle Schärfe der Kraft an befreundeten Werken zeigen wollten. — Aber Sie ſollen!

Nie hab' ich geſuchten Witz, ſondern nur Suchenden; die zwei Brennpunkte meiner närriſchen Ellipſe, Hesperus-Rührung und Schoppens-Wildheit, ſind meine ewig ziehenden Punkte; und nur gequält gehe ich zwiſchen beiden, entweder bloß erzählend, oder bloß philoſophirend, erkältet auf und ab. Ich kann ein Kapitel, das Sie tadeln (und gewiß mit Recht, da Sie ſonſt überall meinen Scherz begünſtigen), oft kaum erwarten; und muß es vorher gewiß vorausſehen, um im Ernſt ernſt zu bleiben.

Prinzenverziehung ſetzt ja die Möglichkeit von Prinzenerziehung voraus.

Dreihundert Druckfehler ſind in der Levana. Ich habe, während die Krieger vor meinem Fenſter vorüberzogen, eine ſcherzhafte Beilage zur Levana mit der Zulage der Druckfehler (wirklich an 100) gemacht; der Buchhandel wird ſie Ihnen bald bringen.

Ich ſehne mich nach Ihnen, nach Göthe und Weimar. Was die Herzogin — als heilige Jungfrau der genialen Dreieinigkeit von Herder, Göthe und Schiller — gethan, war mir vorher bekannt und noch früher erwartet.

Ich habe beinahe ſeit einem Vierteljahr nicht über Kunſt und Philoſophie geſprochen; ich bin hier. Wir haben — außer den Trinkgläſerconcerten — jetzt hier keine Concerte; und wir gewinnen, da wir dabei keine Muſik verlieren, wenigſtens Geld, Einlaßgeld. Letzteres ſpare man, da wir Auslaßgeld zu zahlen haben.

Ich danke Gott, daß Herder bei Gott iſt; — desgleichen Gleim, der einen falſchen Hut von Friedrich **II.** hatte.

Ich, meine Frau, meine Drei-Kraft-Dreifaltigkeit von Kindern, grünen, blühen und tragen. Sie ſollten meinen Breijungen hören, der halb humoriſtiſch iſt, oder überhaupt meine Kindervignette zur Levana.

Langermann iſt einſam-thätig, — leſend — gebend — ruhig —, und der alte Kopf, nämlich ein Kopf.

Warum ſchreiben Sie mir nichts von Ihren Arbeiten? Warum denken Sie z. B. nicht daran, Ihre antik-römiſchen Gedichte geſammelt und verdoppelt herauszugeben? — —

J. P. F. R.

---

2.

Bayreuth, den 17. Mai 1814.

— Und hat man einmal zu antworten verſchoben, ſo hört die Sünde kaum auf; und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn mich einmal mein Pathchen ſelber zu Gevatter bäte und im Briefe mir mein Schweigen auf Ihren vorhielte.

Wirklich, je mehr man zu ſagen hat, deſto weniger fängt man an, etwas zu ſagen. Mit Ihnen könnt' ich ein Jahr über jetzige Jahre reden. Die Zeit gebiert jetzo ſchnell und viel; Drillinge, Fünflinge ſind täglich das Wenigſte. Doch erholet ſie ſich von ihrer politiſchen Fruchtbarkeit durch ihre poetiſche Unfruchtbarkeit. Als ich Sie ſah, war es umgekehrt.

Aeſthetiſche Unterhaltungen, wie in Jena und Weimar, würden mir in Bayreuth unter die ſieben Wunder Jena's gehören; aber meine Muſe vermiſſet ſie ſehr. Wie wollten wir erſt jetzo, guter Dichter und Kunſtrichter und Freund, ſo einträchtig leben und zanken, da Sie ſchon früher gegen meine rauhe voigtländiſche Körper- Lebens- und Schreib-Borke ſo nachſichtig ſich bewieſen. Nur Ihre poetiſche und weltmänniſche Viel- und Allſeitigkeit erklärt es, daß Sie mir ſonſt mehr durch die Finger, als auf die Finger ſahen. — Und ſo würd' ich auch mit meinem

beinahe ebenſo von mir geliebten als verehrten Goethe ein ſchönes chriſtliches Leben führen, mit dieſem Abendſtern des jetzo bewölkten oder ausgeſtorbenen Dichterhimmels. Sie haben mir durch ſein Urtheil über ein Levana's-Bruchſtück ein großes Stück Himmel voriger alter Weimarszeit hieher geſchickt. Er ſei von allem, was gut und recht in mir iſt, innigſt gegrüßt. Ich ſehne mich unglaublich nach Weimar, ob ich gleich die dortigen Gräber fürchte.

Uebrigens ſchreib' ich fort und ſehe gar kein Ende davon ab, wenn es nicht das meines Lebens iſt. Mit den Büchern wachſen auch meine Kinder friſch; nur daß dieſe jene überblühen.

Es bleibe Ihnen, mein geliebter Freund und Dichter, immer Ihre Jugend (Verjüngung wäre eine Verkennung), welche auch in Ihrem letzten Gedichte blüht und wärmt. Es wäre närriſch, wenn man nahe an der Ewigkeit veralten wollte, die ja keine Zeit und kein Alter kennt! — Einen herzlichen guten Morgen, Mittag und Abend für Sie und Ihre Gattin!

Ihr alter Freund

Jean Paul Fr. Richter.

# Hegel an Knebel.

Bamberg, den 30. Auguſt 1807.

— — Von Zeit zu Zeit habe ich vernommen, daß Sie und Ihre geſchätzte Familie ſich wohl befinden, und ob Sie gleich dieſes Frühjahr noch von einem harten Schlage betroffen worden ſind, ſo werden Sie doch auch davon ſich wieder erholt haben und in der Beſſerung des allgemeinen Zuſtandes mitgegangen ſein, der doch wenigſtens gemäßigt und ſo geworden iſt, daß wir es ertragen können. Es iſt ein Hauptzweck dieſes Schreibens an Sie, Sie um Nachrichten von ſich und Ihrem Thun und Ergehen zu bitten. Was ich, und warum ich es treibe, wiſſen Sie. Sie wiſſen auch, daß ich immer einen Hang zur Politik hatte. Dieſer hat ſich aber beim Zeitungsſchreiben vielmehr geſchwächt, als daß er dadurch Nahrung gefunden hätte. Denn ich habe hierbei die politiſchen Neuigkeiten aus einem andern Geſichtspunkte anzuſehen als der Leſer. Dieſem iſt der Inhalt die Hauptſache, mir gilt eine Neuigkeit als Artikel, daß er das Blatt füllt. Die Verminderung des Genuſſes, den die Befriedigung der politiſchen Neugierde gewährt, wird jedoch durch Anderes erſetzt; das eine iſt der Ertrag, — ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der Bibel überzeugt und ihn zu meinem Leitſtern gemacht: trachtet am erſten nach Nahrung und Kleidung, ſo wird Euch das Reich Gottes von ſelbſt zufallen; — das andre iſt, daß der Zeitungsſchreiber ſelbſt ein Gegenſtand der Neugierde, und faſt des Neides iſt, indem Jedermann das zu wiſſen wünſcht, was dieſer noch in petto behalte, was, wie man verſichert, das Beſte ſein ſoll.

Unter uns geſagt, weiß ich jedoch niemals mehr, als in meiner Zeitung ſteht, und ſehr oft dies nicht einmal. Ganz leer an geheimen politiſchen Neuigkeiten will ich Sie jedoch nicht ausgehen laſſen; ich kann Ihnen alſo sub rosa ſagen, daß Lucian Bonaparte König von Spanien und Portugal, und Berthier König der Schweiz wird; — der Krieg zwiſchen Baiern und Oeſterreich iſt ohnehin eine bekannte Sache.

Laſſen Sie eine ſolche Mittheilung nicht unerwiedert; Sie, eingeweiht in die höhere Politik, wären im Stande, die niedrigere Zeitungsſchreiber-Politik in etwas zu erheben. Unterſtützen Sie Ihren Freund durch milde Beiträge; außer dem Intereſſe der Sache hätten ſolche Artikel einen Beigeſchmack, nämlich ſie der Gefälligkeit eines Freundes zu verdanken zu haben, der den Werth des Inhalts ſelbſt noch überträfe, wenn dieſer auch in Kaiſern und Königen, und der Austheilung von Königreichen und Prinzeſſinnen beſtände. In dieſer traurigen Friedenszeit, die das für die Zeitungsſchreiber iſt, was der ſchöne Mondſchein und gute Polizei für Diebe und — —, habe ich alle Hülfe nöthig, um der Neugierde des Publikums ihr Futter zu liefern. Ihre Gegend iſt zwar großen politiſchen Begebenheiten — die zu große der Schlacht von Jena ausgenommen, dergleichen in hundert oder tauſend Jahren nur einmal vorkommt — nicht ſehr ergiebig; inzwiſchen ſind große politiſche Begebenheiten und Zeitungsnachrichten nicht gerade ganz daſſelbe, und an letzteren fehlt es nicht — es reiſ't doch hier und da ein Marſchall durch, oder der Geſandte Herr Reinhard, die Abreiſe der herzoglichen Familie, vornämlich das neue Fürſtenthum Jena gibt ganz preiswürdige Artikel. Ich weiß wohl, daß, einen Zeitungsartikel abfaſſen, Stroh eſſen heißt, gegen das Schwelgen in den Griechen und Ausmeißeln Lucreziſcher Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie; aber da in der Epikuräiſchen Philoſophie die Verdauung des Magens nicht unbeachtet gelaſſen werden kann, und für die Unterſtützung derſelben das Zeitungsleſen zu Hülfe gerufen wird, ſo könnte ich denken, daß von dieſer Stunde auch ein Viertelſtündchen zur Abfaſſung von Zeitungsartikeln ange-

wandt, die Verwandlung des paſſiven Zeitungsgeſchäfts in ein actives ſogar eine Erhebung wäre. Doch ich ſehe eine noch zweckmäßigere Ausführung dieſer Gefälligkeit, um die ich Sie erſuche — gibt ſie nicht für Karl *), den ich herzlich grüßen laſſe, ein Uebungsmittel in jenem objectiven Stil, welchen man Zeitungsſtil nennt, und der am fähigſten iſt, dem Hange der Jugend, die Einbildungskraft oder das Gefühl, den Witz laufen zu laſſen, ein Gleichgewicht zu halten? Außer dieſem Vortheile der Bildung ſoll Karl auch den Nutzen haben, daß ihm für jeden Artikel ein Krug guten Bamberger Bieres, wenn er es anders liebt, gutgeſchrieben und bei einer ſich ergebenden Summe richtig geliefert werden ſoll.

Ueberlegen Sie alſo meine Bitte. Es wäre mir eine große Gefälligkeit, einen Correſpondenten in der dortigen Gegend zu bekommen. Einmal iſt mir von Weimar — doch ohne Angabe von wem oder welcher Behörde — ein officieller Bericht über die Vorfälle beim Weimarſchen Contingent vor Kolberg zugeſchickt worden, für den ich, ich weiß nicht wem, Dank ſchuldig bin. Ich habe ſchon daran gedacht, mich an Falk oder an Herrn **Dr.** Müller deswegen zu wenden. Sie ſind mit Beiden bekannt, und hätten vielleicht die Freundſchaft, darüber etwas mit dem einen oder dem andern auszumachen, oder mir Ihren Rath zu geben, ob ich mich an Einen wenden könnte; über das Honorar würden wir uns ſchon verſtändigen. Jedoch ſetze ich mein liebſtes Zutrauen in Karl, und faſſe Alles darin zuſammen, daß ich Sie bitte, hierin von dem Inhalte meines Wunſches ganz abzuſehn, und nur die Gefälligkeit, welche Sie mir durch Gewährung deſſelben erweiſen, zu beachten.

Noch ein Wort von meinen übrigen Verhältniſſen; Sie wiſſen vielleicht, daß ich in Weimar für dieſes halbe Jahr um Urlaub angehalten hatte. Ich habe mich nun in nähere Verbindung mit dem Zeitungsinſtitute eingelaſſen und werde hiemit der vom Herzog mir verwilligten Penſion entſagen, was

---

*) Der ältere Sohn Knebels.

aber vielleicht überflüſſig iſt, da mir das Quartal von Mai bis Juli nicht mehr ausbezahlt wurde, das ich nachgenießen zu können glaubte. Uebrigens werde ich es mir zur Ehre ſchätzen, noch als Profeſſor von Jena angeſehen zu werden und mich ſo nennen zu können; in meine vorigen Verhältniſſe aber werde ich nicht mehr zurückkehren können. Sollte ſich ihre ökonomiſche Seite jedoch einſt ändern laſſen, ſo werde ich keinen Anſtand nehmen, die Zeitungsredaction gegen den philoſophiſchen Katheder umzutauſchen; ich ſehne mich vielmehr nach einer ſolchen Aenderung. Von dieſem Wunſche macht die Ausſicht, Ihrem freundſchaftlichen Umgange wieder näher zu kommen, keinen geringen Theil aus. Ich werde die weitläufige Communication, in welcher ich täglich mit der ganzen Welt ſtehe, gern gegen ein paar wöchentliche Stunden der Unterhaltung mit Ihnen aufgeben. Das Bier iſt hier gut, aber — kämen Sie doch hieher, und tränken es an der Quelle im Felſenkeller, und vornämlich, hälfen Sie es würzen! Ich bitte Sie, dieſer letzteren Nothdurft willen, um ſo dringender um das Pfefferkorn einiger Zeilen von Ihnen. Empfehlen Sie mich auf's Angelegentlichſte, wenn ich bitten darf, an Frau v. Knebel und an die übrigen Freunde. H.

## Aus Knebel's Tagebüchern.

— 2. Oktober 1818. Oft erzählte mir mein älterer Bruder — der noch im vorigen Jahrhundert im Würtembergiſchen ſtarb — daß, als er den alten Hofprediger Sack, deſſen Predigten wir in der Jugend fleißig geleſen hatten, in Berlin beſucht habe, dieſer ihm in der Unterredung oftmals zugerufen: „Nur Muth! Nur Muth!" — Mein Bruder, der etwas hypochondriſcher Dispoſition war, mochte ihm wohl Gelegenheit dazu gegeben haben, daß der brave Mann ihn zu ſtärken ſuchte.

Dieſe Worte wirkten damals, ob ich gleich noch ſehr jung war, bei der Wiedererzählung tief auf mich, und ich habe ſie mir ſeit dieſer Zeit bei Gelegenheiten oftmals, wie eine Stimme von oben, zugerufen.

Wir brauchen Muth im Leben. Nicht nur auf dem Schlachtfelde, vielleicht oft mehr noch im häuslichen und bürgerlichen Leben. Menſchen, die uns im Laufe unſres Lebens, bei Gelegenheiten, den Muth geſchwächt oder genommen haben, ſind uns nachher immer zuwider geblieben. Man ſagt, daß Friedrich der Große einen ſonſt braven General, um eines ſolchen Ereigniſſes willen, auf immer von ſich entfernt; hingegen den General Ziethen deshalb ſo vorzüglich geſchätzt habe, weil er bei der Bataille von Torgau, wo der König ſchon Alles verloren glaubte, ihm Muth zugeſprochen, und dadurch die Sachen wiederhergeſtellt habe.

Ohne Muth beſteht keine Tugend; ja ſie ſelbſt führt ja den Namen daher.

Muth! ſollten wir einander täglich zurufen; denn das Leben braucht Muth, zumal wenn es ſich, nur auf ſich ſelbſt ge-

ſtützt, über das Gemeine erheben ſoll. Das Gemeine aber iſt die Genügſamkeit mit den Dingen, ſo wie ſie uns der Tag bringt, ohne uns ein höheres Ziel zu ſtecken, oder ſelbſt über dieſe Gewohnheiten und Dinge weggehen zu können. — —

— 29. April 1820. Die Mängel und Vortheile des Alters ſind von manchen der alten Dichter und Philoſophen beſchrieben worden. Es kommt auch darauf an, in welche Poſition man ſich ſetzt. Im Wohlſtande läßt ſich Manches zur Gemächlichkeit ordnen, was nicht in jedem Zuſtande thunlich iſt. Dann kommt auch viel auf die körperliche Beſchaffenheit an. Das Schlimmſte im Alter iſt der Mißmuth: durch den Mangel an Vertrauen zu ſich ſelbſt wird man auch mißtrauiſch gegen Andere. Dies ſtört die Freundſchaft und löſt die Bande des Lebens. Alle andern Mängel und Fehler, ſelbſt der Geiz, entſtehen daraus. Man hat das Vertrauen auf die Welt und ihr Schickſal verloren. Manche wenden ſich daher zum Aberglauben, und gräuliche Geſchichten haben ſich ſchon in dieſer Rückſicht bei Großen und Mächtigen kundgethan.

Daher iſt auch Muth und inneres Zutrauen bei allen Menſchen vorzüglich zu beſtärken. Dieſer kann ſich aber nur auf richtiges Denken und Handeln gründen, und ſo trägt denn ein moraliſches Leben zur Sicherheit und Wohlfahrt des ganzen Daſeins bei, und vorzüglich auch in den Jahren, wo wir am meiſten des Schutzes von innen bedürfen.

Das Schlimmſte im Alter iſt, wenn man das Leben gleichſam zu tief einwurzeln läßt, ſo, daß ſich die Fäden deſſelben zu feſt an die irdiſchen Dinge anſchließen. Dies iſt gemeiniglich der Fall, zumal bei noch leidlichen Geſundheitsumſtänden. Kränklichkeit nützt, um uns von dem Leben loszubinden.

In der Jugend ſtirbt ſich's meiſt leichter, weil man nicht ſo feſt am Leben hängt; auch iſt in jedem Betracht die Jugend generöſer, das Alter kärger.

Es möchte wohl nicht übel gedacht ſein, wenn man ſagte, daß, da die Natur Menſchen und Dinge zuweilen auf willkür-

liche Art zu behandeln ſcheine, uns, unter Umſtänden, auch ſelbſt eine willkürliche Anſicht erlaubt ſein dürfte.

---

— Mein Leben iſt bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Zum eigentlichen Schriftſteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerſtreute Gedanken hängen ſich dieſem an. Daher kommt auch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Der Augenblick ſcheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Beſſere — und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern Etwas aus meinem Eigenen produciren. Aber was? wozu? wem hilft es oder nutzt es? — Ein Schriftſteller muß gleichſam von ſeiner eigenen Productionskraft beſeſſen ſein; er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Uebrige wird ſich nach ſeinen Einſichten und Kräften ſchon fügen. Aber zu ſtrenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichſam die Tinte in der Feder.

Wer der Welt nicht mehr angehöret, hat ihr auch nichts zu ſagen. Und dann, wenn man überlegt, was ſchon Alles geſchrieben iſt, daß wir ſelbſt nicht den zehnten Theil — vielleicht nicht den hundertſten — von dem kennen und geleſen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt exiſtirt — und wie wenig Solches bisher gefruchtet — ſo ſcheint uns unſere Bemühung, auch noch etwas zu ſagen, beinahe überflüſſig. Nur wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſcheinen von einigem Nutzen zu ſein. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, ſo iſt darin Kenntniß und Geſchmack ſo verſchieden, daß bei den Meiſten der Vortheil, den ſie daraus ziehen, ſehr zweideutig ſcheinen möchte. —

---

— 24. April 1828. Es iſt Zeit, daß ich mein ſchon verloren geglaubtes Tagebuch wieder aufſuche, und die noch leer gebliebenen weißen Blätter mit etwas Tinte anfülle.

Ich habe mancherlei noch in dem vorigen Jahre geſchrie-

ben, doch das Meiſte davon, nach meiner Gewohnheit, in die weißen Blätter meines Schreibkalenders eingezeichnet. Auch wollte ich eine kurze Lebensgeſchichte von mir aufzeichnen — es will mir aber nicht recht damit gelingen. Auf der einen Seite ſind die häuslichen Umſtände meines Lebens — die aber Niemanden recht intereſſiren — auf der andern die innern geiſtigen, die aber leicht zu weitſchweifig werden könnten. Es iſt Niemand, der uns von dieſer Seite richtig beurtheilen könnte, und am Ende iſt man ſich ſelbſt zu günſtig oder zu ſtreng. Man müßte ein Montaigne ſein, um ſich ſelbſt hinzuſtellen — und wer kann und mag das?

Eins muß ich jedoch hier bemerken. Die gute, aber äußerlich etwas zu rauhe und ſtrenge Behandlung meines Vaters bei der Erziehung ſeiner Kinder hat auf mich, wie auf die übrigen, nicht immer einen heilſamen Einfluß gehabt. Sie hat in manchem Betracht zurückgeſcheucht und das im Fortgang des Lebens erforderliche Zutrauen zu ſich ſelbſt benommen. Dies hat mir und meinen Geſchwiſtern mannigfaltig geſchadet, und die treibende innere Kraft geſchwächt und zurückgehalten. So hat mein Vater ſelten, oder faſt niemals, etwas an ſeinen Kindern gelobt, und dadurch ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt in die Gemüther gelegt, daß ſie nie glaubten, etwas Vorzügliches leiſten zu können.

Doch hiervon genug! . . . .

---

Ich habe die Jahre 1763 bis 1773 unter Friedrich dem Großen in Potsdam zugebracht, und lebte, wie andere Officiere, in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem König. Manches fiel uns freilich auf, aber wir beugten uns vor der hohen Macht und Einſicht des Meiſters. Läugnen kann ich indeſſen nicht, daß mir in der folgenden Zeit hie und da Zweifel aufſtießen, daß nicht Manches anders ſein könnte! — Da ich die Weisheit des Königs als den höchſten Punkt annahm, ſo däuchte es mich doch, als wenn eine menſchlichere Herablaſſung und Gleichſtellung noch größere Wirkung in einzelnen Fällen

hervorbringen könnte. Nicht, als wenn es dem großen König gänzlich daran gemangelt hätte. Er wußte ſie ſehr wohl zu gebrauchen; aber es war doch Etwas, was ſeine Perſon zu ſehr von dem übrigen Haufen abhielt. Bald möchte ich ſagen, ein großer Weltmann ſollte auch etwas Gemeines haben, das ihn mit den Uebrigen verbände. Hievon ſchreckte aber die ganze Erziehung und Bildung des Königs ihn zu ſehr ab, und leider beförderte auch die meiſte Umgebung ſeiner Landeseingeborenen nur eine gewiſſe ſtolze Abneigung. Daher kam die Verachtung ſeiner Landesſitten und Sprache, und ſein Hingeben an die Ausländer.

Der König wurde eigentlich von Niemand geliebt, als von denen ſeiner Unterthanen, denen er Wohlthaten erwieſen, und die ihn nicht kannten. Die Uebrigen fürchteten ihn meiſtens, und Furcht und Liebe vereinigen ſich ſchwerlich zuſammen.

Den Geiſt ſeiner Liebe trug er meiſtens nur auf ſeine Hündchen über.

Nachſchrift: Ich möchte auch nicht, daß ein König dahin ſtrebte, ein Autor zu ſein. Das Studium zieht gewiſſermaßen von der Menſchheit ab, und die Verskunſt zumal macht launicht. Die größten Staatsmänner haben uns wenig oder nichts von ihren Schriften hinterlaſſen. Auch macht das Studium nur zu oft einſeitig.

---

— 30. December 1833. Man wird bei genauerer Beobachtung wahrnehmen, daß in dem Leben der meiſten Menſchen ſich ein gewiſſer Plan findet, der, durch eigene Natur oder durch die Umſtände, die ſie führen, ihnen gleichſam vorgezeichnet iſt.

Die Zuſtände ihres Lebens mögen noch ſo abwechſelnd und veränderlich ſein, es zeigt ſich doch am Ende ein Ganzes, das unter ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung bemerken läßt.

Ich habe dieſes, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umſtänden, die mein Leben leiteten, ſonderlich bemerkt. Es iſt nicht meine Abſicht, und würde ſich eben auch nicht beſonders belohnen, ſolche einzeln hier anzuführen. Aber wenn

ich nun zuſammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben alſo gewürfelt hat, ſo finde ich in dem Facit meiſt überall vollkommene Uebereinſtimmung.

Die Hand eines beſtimmten Schickſals, ſo verborgen ſie auch wirke, zeigt ſich immer genau, ſie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt ſein; ja widerſprechende Gründe bewegen ſie oftmals in ihrer Richtung. —

---

— — Die Nacht folgt dem Tage, und giebt uns einen gar ſchönen Anblick des Entzückens und Verlöſchens aller Dinge. Alles ſteigt und ſinkt; Manches zu ewiger Vergeſſenheit, Manchem leuchtet ein langer Schimmer nach und verkündet ihm wieder eine frühe Morgenröthe.

Auch die Sterne leuchten nicht umſonſt. Sie bezeugen, daß Alles ewig bleibt und ewig lebt.

Wenn der Tag ein kleines Leben iſt, ſo iſt die Nacht ein kurzer Tod. Die Geſtalt der Dinge verliert ſich, es wandelt Alles nach und nach in ein grauſes Nichts. Aber das Weſen der Dinge bleibt, und es bedarf nur des göttlichen Strahles, um Alles wieder in ſchönerem Reize herzuſtellen.

Still und lieblich iſt der Abend, und die Nacht umhüllt uns wieder mit den ernſten Schatten und ſtreut helle Bilder entfernter Zukunft aus. Ueberall ſtimmt die Natur zu Einem; Scheiden und Wiederkunft, ewiger Wechſel der Zeiten und Dinge. Iſt dies bloße Phantaſie? Aber was iſt ein Leben ohne Phantaſie? Dieſe nährt es wenigſtens zur Hälfte. Sie beflügelt unſer Verlangen, und läßt immerwährend neue Blüthen und Geſtalten dem Geiſt anſchießen. Ohne Phantaſie iſt der Baum blätterlos und der ſchöne Schmetterling nur ein Wurm, eine Made.

---

— — Wahr iſt's, in einem öffentlichen thätigen Leben vergißt der Menſch gleichſam die Bewegungen ſeiner Fortdauer, da er in einem einſameren zurückgezogenen ſich öfters wie unter einem Mikroſkop ſieht. Beides hat ſeinen Vortheil und

ſeine Gefahren. Unſere Maſchine iſt nicht immer ſo aufgezogen, daß ſie lange unverrückt fortlaufen könnte, und die Aequationen, wie es die Aſtronomen nennen, ſind öfters vorzunehmen. Daher finden wir oft bei immer thätigen Geſchäftsmännern gewaltige Aberrationen, und, zumal wo der erſte Grund nicht richtig gelegt iſt, bei großer Mühe und Anſtrengung, gänzlich verkehrte Reſultate.

Der einſame Philoſoph hingegen betrachtet die Grundſätze genau, prüft und vergleicht ſie, aber die abgezogene Weiſe und Lebensart macht ihn oft, ſowohl in Bezug auf ſich ſelbſt als auf die Dinge, überſichtig. Er wird ſein, wie Jener in der Fabel, der das Wetter machen wollte, und Alles wohl zu ordnen wußte, nur den Wind vergeſſen hatte.

Beides gehört denn wohl zuſammen: friſche Thätigkeit und ruhige Ueberſicht. Daher ſcheint es nöthig, daß der Geſchäftsmann nicht in zu viele Händel gemiſcht, noch Einem Alles aufgelegt werde. Wo es bei dem Geſchäfte auf Beſonnenheit ankommt, ſo widerſpricht dies Verfahren der Sache. Wenige nur ſind allgemeine Genies, und die ſolches von ſich glauben, ſind es, wie die Erfahrung zeigt, oft am wenigſten. Sie ſind Brouillon's, Männer, welche die Geſchäfte in einander wirren, oder ſich ſelbſt nur zu vergeſſen ſuchen. Wahre, große Geſchäftsmänner hatten immer Zeit übrig, was z. B. vom großen Friedrich bekannt war. Denn ſowohl die Natur des Menſchen ſelbſt, als die Natur jedes dauerhaften wackern Geſchäftes, erfordert Ruhe und Beſonnenheit. —

---

— — Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung bei der Liebe, daß ſie in ihrem höchſten Ausbruche Menſchen und Thiere gleichſam zu Narren macht. Ohne einen Grad von Tollheit iſt Keiner noch verliebt geweſen. Bei manchen äußert ſie ſich nur lächerlicher, bei andern zierlicher und gefälliger.

Die Auerhähne, beſonders die Birkhähne, machen die lächerlichſten Stellungen und Sprünge, da der Vögel Natur ſonſt

immer graziös iſt. Manche Thiere ſind ganz dumm und vergeſſen ihre eigene Sicherheit, wie z. B. der Hirſch.

Dieſes gewaltige Wirken der Liebe auf die innern Sinnesorgane zeigt, daß ſie ſelbſt von einem gewiſſen höheren Einfluß auf die Natur der Weſen ſei. Ich möchte ſie die lebendigſte Aeußerung aller der vereinten Kräfte eines Geſchöpfes nennen. Dieſe geſpannte Lebendigkeit aller Kräfte vertilgt, oder ſchwächt wenigſtens Eigenſchaften, die ihr zuwider ſind, und erweckt andere, die zuvor nicht da waren. So erweckt ſie Stimme und Geberden, tilgt und ſchwächt hingegen die Vernunft.

Aber ihr Einfluß geht noch weiter. Alles, was zierlich und lieblich iſt, kommt hervor durch ſie; ſie iſt die ewige Mutter der Reize. Nur mit der Liebe erhält ſich die Geſtalt. Ein Weſen, das die Liebe verloren hat, verliert in demſelben Grade auch alles äußere Anſehen; ſelbſt das höchſte Alter umſchimmert noch ihr Glanz. Liebe erweckt Reiz, wie Reiz die Liebe, und ſie iſt die Vollenderin aller ſchönen Dinge. Ihr immer veränderter Trieb erweckt Tugend und Tapferkeit ſowohl, als Anmuth und Gefälligkeit, und ſie ſcheint durchaus der Funke zu ſein, an welchem ſich alles Edle und Vorzügliche im Menſchen entzündet.

Konnte alſo dem Menſchen ein beſſeres, ihm zuträglicheres und gefälligeres Geſetz gegeben werden, als dieſes: „liebet euch unter einander!“

---

— — Zwei Sachen ſind, welche das Weſen eines Dinges gleichſam vollſtändig machen; erſtlich die Sache ſelbſt, und dann: der Gedanke.

Jedes Ding exiſtirt für ſich, und wird durch ſeine Beſtandtheile mehr oder minder zu dem, wozu es beſtimmt iſt, und wodurch es ſich an die Reihe der Weſen anſchließt. Der Gedanke erkennt es ſeiner Eigenſchaft nach, und macht die Verbindung zwiſchen ihm und andern Dingen. Daraus entſteht eine Welt. Die Verbindung der Dinge durch den Gedanken iſt tauſendfach, und kann das an ſich Unempfindliche und Rohe in die geiſtigſte Stellung bringen.

So wirkt das Leben ſchon an und für ſich in ſeiner vorliegenden Geſtalt durch den Gedanken, der wieder durch ſeine eigene innere Nothwendigkeit unzählige Veränderungen und Geſtalten bildet.

Dies iſt die Natur des unbeſchränkten Seins, daß es durch abwechſelnde Verbindungen alle Geſtalten und Formen der möglichen Dinge annehmen kann, und ſich ſelbſt zuletzt zur verbindenden Kraft aufſchwingen. —

---

# Proben eines zu Grunde gegangenen Literaturblattes.

Von Th. Mundt.

---

Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Herausgegeben von Carl Friedrich von Rumohr. (Motto: „Nur Bekanntes." Leſſing.) Stuttgart, Cotta 1834. 172 S. 8.

Zu einem Manne, wie dem Verfaſſer, begiebt man ſich wahrlich gern in die Schule, um das, was Allen Noth thut, Höflichkeit, von ihm zu erlernen, denn wie intereſſant muß es nicht ſein, wenn er ſeine berühmte Kunſtkennerſchaft einmal auf die Formen des geſelligen Lebens und der menſchlichen Verhältniſſe anwendet, und beide an einander prüft! Und in der That, ich glaube, eine Höflichkeitslehre, wie ich ſie mir vorſtelle, iſt nichts Anderes, als die Formen des gewöhnlichen Umgangslebens zu einer gewiſſen Kunſtmäßigkeit auszubilden. Aber in jedem Fall muß es für einen Redacteur, der im Begriff ſteht, hier ein Literaturblatt einzurichten, alſo eine Art von kritiſchem Salon zu eröffnen, heilſam ſein, vorerſt noch aus der Schule der Höflichkeit etwas zu profitiren, um mit den Schriftſtellern, die dann künftig die Schule der Leiden bei ihm durchzumachen haben werden, ein beſſeres Auskommen zu erzielen; und ſo kann ich mir wahrlich gratuliren, daß dieſes Buch noch gerade zur rechten Zeit in meine Hände gerathen iſt. Ein Schriftſteller, der ein Journal gründet, thut etwas Aehnliches, als ſeine andern Freunde, wenn ſie heirathen und einen eigenen Hausſtand ſich bereiten. Ihre Pflichten gegen die Welt

werden in demſelben Maße vielfältiger, als ſie ſelbſt, in die Mitte eines gewiſſen Kreiſes tretend, die Selbſtändigkeit ihrer Natur nach außen und innen hin geltend zu machen haben. Mit der vermehrten Würde, zu der ſie ſich erhoben, iſt ihnen auch die Nothwendigkeit einer beweglicheren und vielſeitigeren Höflichkeit auferlegt, und wo man als einzelner und frei umherſchweifender Garçon noch ungeſtraft dem ſüßen Naturtriebe der Grobheit folgen darf, müſſen ſie jetzt, als öffentliche Anſtandsperſonen, auf Formen aus Rumohr's Schule der Höflichkeit bedacht ſein. Und ſo fühlt auch ein Redacteur, dem ſein Schickſal, anſtatt ſchönerer Verbindungen, die ſeltſame Mariage eines Journals zugeſchoben, daß er ſich in dieſem ſeinem literariſchen Hausweſen ein wenig auf den Anſtand verlegen und die Kunſt des höflichen Umganges mit Büchern mehr als ſonſt ſtudiren müſſe. Wenn er ſonſt in deutſcher Studirſtubenſeligkeit an ſeinem Schreibtiſche ſaß, und ſeine kritiſchen Gutachten über das eine oder andere Buch ausfertigte, hatte er ſich noch wenig um die Würde der Repräſentation dabei zu bekümmern, und durfte mitunter wie ein lockerer Vogel in fremden Neſtern ſeine Kuckuckseier legen und ausbrüten laſſen. Jetzt iſt ein Redacteur aus ihm geworden, und er muß nun auf eignem Grund und Boden Alles, was Anſtändiges und Unanſtändiges bei ihm vorgeht, wie ein reſoluter Hausherr vertreten. Wird er nun das Prinzip der Höflichkeit in ſich ausbilden, oder wird er die Grobheit in ſich zum Prinzip zu erheben verſtehn?

Der Herr Baron von Rumohr hat in ſeiner Schule der Höflichkeit, in der er ſonſt allen nur irgend denkbaren Perſonen ein Kapitel über ihr Verhalten widmet, doch keines für Redactoren und Kritiker einzuſchalten für gut befunden, und ſcheint alſo ſeinerſeits anzunehmen, daß dieſe Leute auch ohne Höflichkeit beſtehen können, oder derſelben wenigſtens nicht unumgänglich und in allen Fällen zu ihrem Fortkommen bedürfen. Und dies macht mir in der That die Recenſion ſeines Buches über die Höflichkeit leicht, mit dem ich ſonſt eben nicht höflich

umzugehen im Stande geweſen wäre. Gott ſei Dank, daß man grob ſein darf, denn Rumohr's Schule der Höflichkeit iſt in der That das Abgeſchmackteſte und Trivialſte, das jemals geſchrieben worden, und ich habe mich gewundert, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie er, ein Mann des Kunſtgeſchmacks und Lebensgenuſſes, dieſem reichhaltigen Thema nicht lebendigere Funken zu entlocken verſtand, ſondern gerade nur das Allerſeichteſte und Gewürzloſeſte darüber geſagt hat. Dies Thema hätte mit ironiſcher Ueberlegenheit behandelt werden müſſen; ſtatt deſſen ſieht man den Verfaſſer ſelbſt auf eine wunderliche Weiſe in allen dieſen ſteifen Formen befangen.

Herr von Rumohr iſt eine intereſſante Geſtalt in der deutſchen Literatur, wie ſie noch nicht dageweſen. Der Schriftſteller iſt bei ihm ganz aus dem Lebemann herausgewachſen, und ſo wie er gelebt, vornehm, graziös, ſelbſtgefällig, contemplativ und genußſüchtig, ein epikuräiſcher Weiſer, ein weiſer Epikuräer, ein anſtandsvoller, lächelnder Seigneur, der ſich jedoch bereits mit einer gewiſſen Sauberkeit aus dem Zopf- und Perückenthum herauscultivirt hat, in derſelben Manier ſieht man ihn auch ſchreiben und in ſeinen Büchern ſich darſtellen. Die vornehme Lebensart iſt ihm auch als Schriftſteller zur andern Natur geworden; ſein Stil, von etwas Göthiſcher Durchbildung fein angehaucht, bewegt ſich wie eine Standesperſon in abgemeſſenen Reverenzen, und jeder ſeiner Sätze iſt ein geborner Baron, der mit den Gegenſtänden, die er behandelt, aus einer gewiſſen vornehmen Ferne ſich herumcomplimentirt, denn es iſt bekanntermaßen vornehm, ſich kein Ding zu nahe kommen zu laſſen, ſondern Jegliches ſich noch immer um einige Schritte vom Leibe zu halten. Dabei wird dieſer Schriftſteller durch das humane Streben liebenswürdig, unter ſeinen Mitmenſchen eine gleiche, weiſe genußliche Lebensphiloſophie auszubreiten, als wie ſie ihm zu dieſer leichten, und von tiefern Conflicten unberührten Behäbigkeit des Daſeins verholfen hat. Dieſem ſeinem humanen Triebe zum Wohl der Menſchheit ließ er zuerſt in Bezug auf die Kochkunſt freien Lauf, und mit

Recht, denn wenn der Menſch auch nicht lebt, um zu eſſen, ſo ißt er doch, wie bekanntlich, um zu leben, und deshalb iſt die Kochkunſt, wenn auch nicht das Hauptcapitel, doch das Leib- und Magencapitel einer wirkſamen Lebensphiloſophie. Herr von Rumohr hatte ſich auch in ſeinem „Geiſt der Kochkunſt" keine andere Aufgabe zu löſen vorgeſetzt, als das Kochen und Eſſen zu einer Lebensphiloſophie zu erheben, und das, was der gemeinen Anſicht nach eine bloße Nützlichkeits-Tendenz hat, zu einer gewiſſen äſthetiſchen Freizünftigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, auszubilden. Nachdem es ihm ſo gelungen war, die Kochbücher zu idealiſiren, wendet er jetzt ſeinen humanen Verſchönerungstrieb auch auf Alberti's Complimentirbuch an, damit ſeine Mitmenſchen, wenn ſie ſich im Geiſte der Kochkunſt ſatt gegeſſen, dann auch nach der Schule der Höflichkeit ſich bewegen lernen mögen. Aber man ſieht, es iſt leichter, ſich mit Geiſt ſatt zu eſſen, als mit Geiſt überall höflich zu ſein, denn eine große Geiſtloſigkeit hat ſich in dieſer Schule der Höflichkeit zum Lehrmeiſter aufgeworfen, den man ſich nicht anders als durch eine kräftig erfriſchende Grobheit abzuwehren vermag.

Wer hätte gedacht, daß Herr v. Rumohr mit der ehrbar wichtigen Miene eines alten, in anſtandsvollen Sorgen ergrauten, weißgepuderten Reichsbarons über alle dieſe Miſeren, welche dem verkünſtelten und in affenhafter Unnatur verſchrobenen Salonsleben angehören, ſich auslaſſen würde! Wenn er in dieſem trocken ernſthaften Tone von der Haltung des Oberleibes, vom Gebrauche der Gelenke, vom Gebrauche der Beine, von der Anwendung der Arme, vom Gebrauche der Hände und Finger, vom Kopfe im Allgemeinen und von dem Kopfe nach ſeinen beſondern Handlungen, von der ehelichen Höflichkeit, von der Höflichkeit der Aeltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und der Vagabunden, von dem Benehmen der Tagwerker in den Städten und auf dem Lande, von der Höflichkeit des Bauernſtandes, von der Höflichkeit der mechaniſchen Künſtler und Handwerker, vom Betragen der Künſtler in

Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen, von der Höflichkeit der Gelehrten, von der Höflichkeit in beſonders dafür feſtgeſetzten Stunden und Zeiten, und endlich ſogar von der Höflichkeit conſtitutioneller Staatsbürger und ihrer Repräſentanten zu reden anhebt — und dies ſind die hauptſächlichſten Capitel des ganzen Lehrcurſus — ſo erwartet man immer, daß jeden Augenblick das helle Gelächter hinterdrein losbrechen würde, aber dies bleibt eben aus, ſo wie jede geiſtige Ironiſirung des Thema's, und man ſieht ſich wie in ein anatomiſches Kabinet eingeſperrt, in dem man von lauter einzelnen amputirten Gliedern und grinſenden Schädeln umgeben iſt und ſich aus Geſpenſterfurcht am Ende ſelbſt für ein ambulirendes Skelett zu halten geneigt wird, da man den Menſchen aus dem Vollen und Ganzen anzuſchauen verlernt. Jedenfalls kann man es dem Verfaſſer nie danken, daß er ſeine docirte Höflichkeit nur als ein ſolches anatomiſches Präparat des menſchlichen Geſellſchaftslebens zum Beſten gegeben hat, ſchon um ihrer eigenen Empfehlung willen. Wie leicht wäre es aber für einen an Lebensbetrachtung ſo reichen Schriftſteller geweſen, den Gegenſtand in eine geiſtigere Verbindung mit den menſchlichen Verhältniſſen zu ſetzen, beziehungsreichere Anſchauungen daraus abzuleiten, und die Höflichkeit, ſtatt als Gliederpuppe, als humanes Gleichgewicht der Anziehungs- und Abſtoßungskräfte des Lebens darzuſtellen.

Zur Geſchichte der Höflichkeit hat der Verfaſſer indeß einige intereſſante Bemerkungen beigebracht, die zugleich ihn ſelbſt hier charakteriſiren helfen mögen. „Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürſten als ſo viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angeſehen und verehrt wurden, weil ſie hervorzogen und zu vereinigen ſuchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: ſtarke und liebenswerthe Perſönlichkeiten, vortreffliche Geiſter, und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunſt auf, entwickelten ſich große Talente, fanden ſie gegen die Bedrängniſſe des Lebens Schutz, erweiterten ſie ihre

Vorſtellungen, ergriff ſie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verſchiedenen Idiome der neuern Welt ihre edlere, feinere Ausbildung. — In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten ſich perſönliche Günſtlinge der Fürſten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geiſtigen Bildung von den Höfen auszuſchließen; rohe Sinnlichkeit, weiche Abſpannung, leblos mechaniſche Andachtsübung, welche Stumpfſinn herbeiführt, ſchien den Beſitz ſchon erworbenen oder noch gehofften Einfluſſes allein ganz ſicher zu ſtellen. — In Folge dieſer geſchichtlichen Erſcheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgeſunken, als ſeit Friedrich geniale Fürſten hie und da von Neuem einer höhern Bildung ſie entgegenzuführen, nicht ohne ſchnellen Erfolg, unternahmen. Indeß blieb, in Erinnerung des Urſprunges, das Wort Höflichkeit ſelbſt in den ſchlimmeren Zeiten wenigſtens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spaniſchen behielten die Ausdrücke: cortesia und cortes die entſprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republikaniſcher Verfaſſung ihrer wichtigſten Städte, (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεως) der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzoſen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen und dagegen courtoisie, courteous, und was ſonſt dahin gehören mag, (da ſogar to courtesy dem ſpäteren to bow gewichen) beinahe gänzlich aufgegeben haben. Gegenwärtig alſo bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie, oder ſtreng höfiſche Sitte, ſondern die Gewohnheit und Kunſt, in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden wie im Handeln, ſtets den zu treffenden Ton zu finden und anzuſchlagen.“

Daß ſich jedoch in dieſe Höflichkeit, wie ſie von Herrn von Rumohr gelehrt wird, bei aller Nüchternheit ihrer Formen zugleich manche Anweiſung zur Coquetterie einſchleicht, kann nicht Wunder nehmen, da ſie mit einer ſolchen Lebensanſicht

folgerichtig genug zuſammenhängt. Wie es aber mit den Recenſenten anzufangen, ob ſie für die gute Lebensart völlig verloren und verdorben, da Herr von Rumohr über ſie ſchweigt, oder ob ſie aus der Noth eine Tugend, d. h. aus der Grobheit eine Höflichkeit zu machen verſtehen ſollen, das läßt ſich vielleicht auf theoretiſchem Wege überhaupt ſchwer ausmachen, noch ſchwerer aber in einer Recenſion über dieſe Schrift des Herrn von Rumohr praktiſch bethätigen. „Thue recht, ſcheue Niemand!" iſt und bleibt das einzige Höflichkeitsgeſetz für die Recenſenten, wie für manchen andern ehrlichen Mann.

---

Deutſche Briefe. I. Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1834. 178 S. 8.

Dieſe von der Herausgeberin, Karoline von Woltmann, in anſpruchsloſer Mittheilungsweiſe überlieferten Briefe enthalten vieles Intereſſante, und weniger Unbedeutendes, als ſich ſonſt in Reliquien-Sammlungen dieſer Art, an denen der Deutſche nur zu oft ſeine kleinliche und peinliche Pietät bethätigt hat, einzuſchleichen pflegt. Der fromme Handel mit Heiligenknochen und Märtyrergliedmaßen iſt vorüber, aber in den deutſchen Briefſammlungen der letzten Jahre, in denen den Leſern oft eine nicht minder minutiöſe Andacht zu Reliquienknochen zugemuthet wird, ſchien faſt etwas Aehnliches wieder an die Tagesordnung gekommen zu ſein. Indeß kann die einzelne Gehaltloſigkeit mancher ſolcher Sammlungen den großen Werth und die vielbedeutende Stelle, welche dieſe Literatur der Briefe als Ueberlieferungen zu unſerer Culturgeſchichte, als Familiennachrichten aus dem innern Hausweſen unſerer Nationalliteratur, zu behaupten berechtigt iſt, keinenfalls irgend ſchmälern, und Karoline von Woltmann hat in ihrem Vorwort zur Rechtfertigung derſelben das Triftigſte und Bündigſte geſagt, was ſich ſagen läßt: nämlich, daß die Briefe der Deutſchen die Bedeutung der Memoiren bei ihnen vertreten. Indeſſen ſteht, glaube ich, dennoch zu hoffen und zu wünſchen, daß, bei immer

mehr entwickeltem Sinn der Deutſchen für öffentliches und weltthümliches Bewegen, auch die Form, in der ſie über ſich ſelbſt zu ſprechen fähig ſind, ſich erweitern und plaſtiſcher ausbilden werde. Denn ſoviel iſt gewiß, daß unſere Nachkommen wenigſtens von der heutigen Generation keine ſolche Briefſammlungen überliefert erhalten werden, in der ſich alle unſere Lebensbezüge und jeder kleine Winkel unſerer Stuben- und Herzens-Verhältniſſe ebenſo abſchilderten, als in jenen zumeiſt aus dem vorigen Jahrhundert datirenden Briefen mit ſo behäbiger Ausführlichkeit und Redſeligkeit der Mittheilung geſchieht. Die Sitten ändern ſich hierin, und es ſcheint, daß wir heutzutage weder Zeit noch Laune und Stimmung mehr dazu haben, ſo viele und lange Briefe über uns und das Unſrige zu ſchreiben, als man ſonſt in Deutſchland gethan. Vielleicht fangen wir allmählig an, mehr zu e r l e b e n, wenn wir weniger ſ c h r e i b e n, und im Drang der Erlebniſſe regt ſich dann auch ein neues Talent für Darſtellung und Ueberlieferung derſelben. —

Das erſte vorliegende Heft dieſer „Deutſchen Briefe" enthält Briefe von Göthe an K. L. v. Woltmann, zum Theil deſſen ausführlichen, in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung abgedruckten Aufſatz über „Dichtung und Wahrheit" betreffend, der auch hier wieder mitgetheilt wird; ferner Briefe von Woltmann an Halem, von dem Verfaſſer der Hammelburger Reiſe (v. Lang) an Woltmann, von dem Großherzog von Frankfurt (Carl von Dalberg) an Woltmann, und Briefe zwiſchen Thereſe Huber und Karoline von Woltmann. Letztere ſind das Intereſſanteſte in der ganzen Sammlung, und man hört dieſen beiden geiſtreichen Frauen mit Theilnahme zu, wie ſie über Angelegenheiten weiblicher Bildung, und beſonders über die Ehe, ihre von einander abweichenden Anſichten austauſchen. Dieſe Unterhaltung entſpinnt ſich vornehmlich an dem von der Frau von Woltmann herausgegebenen Buche: „Ueber Natur, Bildung, Tugend und Beſtimmung des Weibes," in dem die mit dem weiblichen Weſen eng verbundene Bedeutung der Ehe aus natürlichen und unverkünſtelten Geſichtspunkten geltend gemacht

wird. Die Huber, die vielerfahrene, mannhaft thätige Matrone, die zu jener Zeit die Redactions-Wirthſchaft des Morgenblattes mit der Aemſigkeit einer guten literariſchen Hausfrau führt, iſt der entgegengeſetzten Anſicht, und ſucht, wie man weiß, die Selbſtändigkeit des geiſtig gebildeten Weibes in der Eheloſigkeit zu begründen. Geiſtreiche Frauen, aus Furcht, in der natürlichen Seite ihres Berufes aufzugehen, neigen nur zu bald dieſer Anſicht zu, von der auch in Rahels Briefen unverkennbare Merkmale ſich finden, obwohl die Bekennerinnen derſelben gewiß immer deutlich genug gefühlt haben mögen, daß ſie dieſe erſtrebte unnatürliche Erweiterung ihrer Beſtimmung in einer ſo unfruchtbaren Altejungfern-Theorie nie erreichen werden.

Ein heller tiefgebildeter und nie aus den Gränzen weiblicher Anmuth ſich verirrender Geiſt verräth ſich in Karoline von Woltmann, die ohne Zweifel eine unſerer geiſtreichſten und talentvollſten Schriftſtellerinnen iſt. Ihre eigenen Briefe ſind eine erfreuliche Zugabe zu dieſem Büchlein, deſſen baldige Fortſetzung wir lebhaft wünſchen.

---

1) Geſchichte des Preußiſchen Staats, von Dr. Ernſt Helwing. Erſter Band. 1. Abth. und 2. Abth. 1. Lief. Lemgo, Meyer. 1834. 756 S. gr. 8.

2) Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritiſch-hiſtoriſch dargeſtellt von P. F. Stuhr, Profeſſor an der Univerſität zu Berlin. Lemgo, Meyer. 1833, 453 und 620 S. gr. 8.

Dieſe beiden Werke laſſen ſich am beſten beurtheilen, wenn man ſie zuſammenſtellt und ihrer hiſtoriſchen Geſinnung nach auf einander bezieht, da ſie dieſelbe in einem auffallenden Grade theilen, und das erſtgenannte, ohne daß ihm darum ein achtbarer ſelbſtändiger Fleiß abzuſprechen wäre, doch völlig im Geiſte des Profeſſor Stuhr empfangen und aufgezogen iſt. Stuhr, mit reger, überſprudelnder Geiſteskraft und Phantaſie begabt, wie alle Nordländer, welche die Lockung deutſcher Wiſ-

ſenſchaft ihre kältere nordiſche Heimath mit unſerer geiſtig wärmeren Zone vertauſchen ließ, verdient offenbar eine lebhaftere Anerkennung, als ihm ſeine gelehrten Standesgenoſſen im Allgemeinen widerfahren laſſen, und ich gönne es ihm, wenn er jetzt ſolche Anhänger und Jünger, wie den Herrn Dr. Helwing, für ſeine Anſichten findet, obwohl ich dieſe Anſichten, ſoweit ſie das Geſchichtsleben der Gegenwart berühren, nicht anders denn als verderblich oder wenigſtens als höchſt unfruchtbar anſehen kann. Beſonders inwiefern ſie Preußen betreffen, muß ſie jeder Patriot, der aus wahrem Herzen ſein Vaterland liebt, gleich als höchſt feindſelig von ſich abweiſen, und ich bin zu jeder Art von Bekämpfung bereit, wenn ein Mann, um ſo ſchlimmer, iſt es ein ſo geiſtvoller wie Stuhr, die nächſte nothwendige Entwickelung Preußens, die zu ſeinem eignen und zu ganz Deutſchlands Heil erfolgen muß, abſichtlich verkennen will. Preußen iſt eine heilige Lebensfrage für uns Alle, die wir uns Deutſche nennen, und wehe dem, der ſich durch Geſchichtstheorien (ſogenannte Philoſophie der Geſchichte), die nur in ſeinem Gehirn exiſtiren, verleiten laſſen kann, die Löſung dieſer Frage für die Gegenwart zu verwirren und auf eine ſpätere, unbeſtimmte Zeit hinauszuſchieben. Stuhr trägt ſich mit ſolchen wunderlichen Geſchichtstheorien, und ſieht demgemäß die Aufgabe Preußens in etwas ganz Anderem, worin man die Aufgabe eines ſelbſtändigen Staates und Volkes kaum ſuchen ſollte. Er ſtellt es als einen Staat der Mitte dar, dem von der Weltgeſchichte der Beruf zuertheilt ſei, den Oſten und Weſten von Europa zu vermitteln, und dieſe Grundanſicht hat auch Herr Helwing an die Spitze ſeiner Bearbeitung der Preußiſchen Geſchichte geſetzt.

Es muß für etwas unendlich Wichtiges angeſehen werden, in unſerer Zeit eine Preußiſche Geſchichte zu ſchreiben, beſonders wenn, wie der Verfaſſer der vorliegenden mit Recht bemerkt, eine gründliche und wahrhafte Darſtellung derſelben zugleich über die Zukunft dieſes Staates aufklären ſoll. Stuhr hat ſeine allgemeinen Anſichten über die geſchichtlichen Entwik-

kelungen Preußens in der ausführlichen Einleitung zu dieſen „drei letzten Feldzügen gegen Napoleon" vollſtändig genug dargelegt, und man ſieht daraus, wie ſehr er die wichtigſten Intereſſen Preußens verkannt, oder vielmehr abſichtlich ganz unberührt gelaſſen hat. Denn jedes Volk hat lediglich nur ſich ſelbſt zur Aufgabe, und dies iſt ſeine größte und heiligſte, die es zu löſen hat, dies iſt ſeine Geſchichte. Nur dadurch, daß es ſich rein aus ſich ſelbſt herausbildet und organiſirt, und zur entſchiedenſten Staats-Individualität geſtaltet, wird es zugleich eine geſchichtliche Macht, die in dem Ganzen der Weltentwickelung eine beſtimmte Stellung und Bedeutung erlangt. Seine eigene innere Organiſation, ſeine Verfaſſung, ſeine Staats-Individualität und deren Fortbildung ſind daher die erſten Fragen, die man an das Leben eines ſelbſtändigen Volkes zu richten hat, und es wäre traurig und entſetzlich, wenn ein Volk ſeine höchſte Aufgabe nur darin ſehen ſollte, daß es zur Vermittelung fremder Theile in die Weltgeſchichte hineingeſtellt ſei. Was heißt es eigentlich, daß Preußen das Land der Mitte iſt, daß es, wie Herr Helwing ſich ausdrückt, berufen, „die Feindſchaft zwiſchen dem Naturleben Aſiens und der geiſtigen Bildung Europa's auszugleichen," oder den Oſten und Weſten mit einander zu vermitteln? Wo bleibt da Preußen ſelbſt? Preußen iſt vor allen Dingen eine deutſche Macht, und wird und ſoll es noch immer mehr werden. Es wird einmal ein Höchſtes, deſſen die zur Harmonie gekommene politiſche und intellektuelle Entwickelung der Deutſchen fähig iſt, darſtellen, und trägt, wenn es ſeinen Beruf nicht verkennen will, ſchon jetzt die Elemente dazu klar und vollſtändig in ſich. Aber freilich ſieht Herr Profeſſor Stuhr auch noch eine weſentliche geſchichtliche Stellung Preußens in dem Verhältniſſe deſſelben zu Rußland, und bezeichnet dies Verhältniß als von der tiefſten weltgeſchichtlichen Bedeutung, das ſchon durch phyſiſche Naturbedingungen vorherbedeutet ſei (Thl. I. S. 18.). In dem Verhältniß dieſer beiden Mächte wird dann auch vornehmlich jener Wendepunkt der Vermittelung zwiſchen dem Oſten

und Weſten in der Geſchichte behauptet, und dadurch daſſelbe als ein nothwendiges hingeſtellt. Aus dieſer Theorie folgt dann auch, daß die Theilung Polens ſchlechterdings keine Rechtsverletzung geweſen, ſondern eben nur ein Akt der nothwendigen Annäherung zwiſchen Rußland und Preußen. (Stuhr, Th. 1. S. 48.) Ich begreife zwar nicht, wie Stuhr zu der jeſuitiſchen Behauptung kommen konnte, daß Polen von vorn herein durch ſeine innern Zuſtände rechtlos geweſen, und ihm deshalb gar keine Rechtsverletzung habe widerfahren können, denn kein Individuum wird jemals rechtlos, geſchweige denn ein ganzes Volk, aber dennoch findet ſich dieſe Behauptung von ihm ausgeſprochen (S. 48), und ich kann ſie wenigſtens als eine Conſequenz bei ihm gelten laſſen. Stuhr findet überhaupt eine große Aehnlichkeit zwiſchen Rußland und Preußen, welche beide die einzig lebendigen Reiche der neuen Zeit ſeien, während ſonſt überall nur ein Abſterben in Europa ſichtbar werde. Das aber, was in der Geſchichte dieſer beiden nordiſchen Reiche lebendig iſt und waltet, „das iſt ſeinem innern Weſen nach Eins und Daſſelbe, und unterſcheidet ſich nur der Form und Geſtaltung nach, in der Art, wie der Charakter des Weſtens der alten Veſte, dem die Form der Freiheit und Geiſtigkeit eignet, von dem Charakter des Oſtens, dem die Form der Natürlichkeit anhängt" (Th. 1. S. 61). Mit ſolchen allgemeinen Redensarten, daß Preußen der Staat der Geiſtigkeit ſei, iſt freilich noch nichts geſagt, ebenſo wenig als ſich die ruſſiſche Geſchichte und Entwickelung damit für immer zufrieden geben kann, daß ihr in Stuhr's Theorie die Form der Natürlichkeit angewieſen wird. Ueberhaupt kann ſich Rußland, wie ſehr auch der Profeſſor Stuhr mit einer ſtaunenden Verehrung an ihm hängt, doch meines Erachtens gar nicht mit dieſer Theorie abfinden laſſen; dazu hat es ſich, beſonders unter ſeinem gegenwärtigen Herrſcher, viel zu entſchieden in ſich ſelbſt gefaßt und abgegränzt. Da nämlich Stuhr in der ganzen Geſchichte immer nur ein Strömen von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten ſieht, und alle Völker in der Richtung zwiſchen

dieſen vier Weltgegenden phantaſtiſch umhergreifen läßt, ſo daß das eine Volk die ſeltſame Aufgabe hat, den Oſten zu überwinden, das andere aber den Weſten vermitteln muß, während das dritte zur Erlöſung des Nordens der Geſchichte auf die Welt geſetzt iſt, ſo iſt ihm denn auch Rußland ebenſo wenig, wie Preußen, eigentlich um ſeiner ſelbſt willen da. Nach ſeiner Nord- Süd- Weſt- Oſt-Theorie der Geſchichte ſieht er vielmehr die höchſte Bedeutſamkeit Rußlands darin, daß es auf eine „Verknüpfung der Völker des nördlichen Aſiens mit der Gemeinſchaft der Menſchengeſchichte," als auf ſeine Aufgabe hingewieſen ſei (I. S. 55). Wo bleibt da Rußland ſelbſt? Dennoch iſt Stuhr nicht blind für Rußland. Weil daſſelbe nämlich die Macht des Oſtens ſei, ſo findet er es auch ganz natürlich (!): „daß die Offenbarung freier, geiſtig menſchlicher Perſönlichkeit in demſelben zurücktreten müſſe" (S. 55), und betrübt ſich nicht einmal darüber, denn es iſt ja die Macht des Oſtens! Als ob ein ſolches Zurücktreten von irgend einem Staate (!) zugeſtanden werden dürfe, und noch dazu im Munde eines Hiſtorikers. Ich weiß zwar nicht, was Hr. Profeſſor Stuhr für Begriffe vom Staate (!) haben mag, und ob er freie, geiſtig menſchliche Perſönlichkeit als unzertrennliche Elemente eines Staatslebens gelten läßt. Merkwürdig iſt auch, daß er (S. 57) davon ſpricht, wie „ſogenannte zarte Seelen" an manchen Erſcheinungen im Leben der Ruſſen allerdings wohl Anſtoß nehmen könnten, wie ſich dagegen dem tieferen Sinn (= Profeſſor Stuhr) die wahre Bedeutung und das Weſen des Geiſtes der ruſſiſchen Geſchichte erſt eigentlich offenbare. Indeß wird und kann Rußland dem Profeſſor Stuhr nicht dankbar ſein. Denn wenn derſelbe auch eine große Aehnlichkeit Rußlands mit Preußen behauptet, ſo hat er doch, in der Weiſe ſeiner ſeltſamen Geſchichtscombinationen, zugleich an einer andern Stelle (Th. 1. S. 29) behauptet, daß „der in der Geſchichte des preußiſchen Staats ſeit ſeiner Gründung im ſiebzehnten Jahrhundert lebende und waltende Geiſt eine ſehr große Verwandtſchaft mit dem Geiſte der Geſchichte des fran-

zöſiſchen Volkes habe." Wenn mithin zwei Größen einer dritten gleich ſind, und böſe Demagogen dann daraus folgern wollten, daß dieſe Größen auch unter einander ſelbſt gleich ſeien, ſo könnte dem ruſſiſchen Staat dadurch leicht eine Wahlverwandtſchaft aufgedrungen werden, die ihm um keinen Preis lieb ſein möchte. Denn was hat Rußland in neueſter Zeit ſorgfältiger von ſich abgewehrt, als die ſogenannten franzöſiſchen Ideen des Weſtens? Aber auch Preußen ſeinerſeits wird und kann dem Profeſſor Stuhr in keinerlei Beziehung dankbar ſein. Nicht etwa ſo ſehr wegen der oberflächlich behaupteten Verwandtſchaft ſeiner Geſchichte mit dem Geiſt der franzöſiſchen, denn dieſe, wie man nachleſen kann, nur auf ſehr vague Allgemeinheiten geſtützte Behauptung wird ſogleich durch die bekannte legitimiſtiſche Geſinnung Stuhrs in ihrer anſcheinenden Gefährlichkeit wieder neutraliſirt. Aber wie kann es ein preußiſches Gemüth ohne Verletzung leſen, wenn die Rettung des Reiches auf den bedenklichſten Stadien des ſiebenjährigen Krieges nicht dem Genie Friedrichs des Großen, ſondern lediglich der geheim für Preußen wirkenden Partei am ruſſiſchen Hofe (was Stuhr in ſeiner zu erwartenden Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges wahrſcheinlich noch genauer ausführen wird*)) zugeſchrieben werden ſoll, und wenn Friedrich der Große, der bei unſerm Hiſtoriker überhaupt eine ſehr enge und einſeitige Beurtheilung findet, mehrfach getadelt wird, daß er ſo viele Verſtöße gegen ſein freundſchaftliches Verhältniß zum ruſſiſchen Hofe begangen und die Bedeutſamkeit deſſelben nicht ſo, wie ſpäter Stuhr, erkannt habe! Indeß müſſen wir es dem Verfaſſer zugeben, daß bei ihm Alles nur aus einer redlichen und gewiſſenhaften Ueberzeugung kommt und aus keiner andern Abſicht noch Rückſicht geſagt wird. Nur das Verkennen des eigenthümlichen Standpunktes unſerer Zeit, deren Entwickelungen Stuhr mit getrübten Augen anſieht, iſt bei ihm zu beklagen und hat zugleich

*) Sie iſt unterdeß bereits erſchienen, aber noch nicht in unſere Hände gekommen. D. Red.

einen rückwirkenden Einfluß auf ſeine ſämmtlichen Geſchichts=anſichten geübt. Denn Ironie ſollte es wohl nur ſein, wenn in einer Zeitſchrift bei Gelegenheit einer flüchtigen Beurtheilung dieſer „drei letzten Feldzüge gegen Napoleon" dem Verfaſſer nachgeſagt wurde, daß ein geheimer conſtitutioneller Liberalis=mus in ihm verſteckt liege.

Die Arbeit des Hrn. Dr. Helwing iſt noch nicht vollendet. Es iſt die Fortſetzung gewiß ſehr zu wünſchen, und läßt viel erwarten, wenn der Verfaſſer mit derſelben Härte und Strenge gegen ſich ſelbſt verfährt, mit der er in der unduldſamen Vor=rede ſeine Vorgänger in der Bearbeitung der preußiſchen Ge=ſchichte behandelt. Der Verleger iſt ſehr zu loben.

---

Belgien, und was daran hangt. Von E. M. Arndt. Leipzig, Weid=mann. 153 S. 8.

Stuhr's Werk hat uns an die Befreiungskriege gemahnt, von denen er dort beſonders in ſtrategiſcher Hinſicht eine faſt übergenaue Darſtellung gegeben, denn wer hat in dieſem Au=genblick der innern Unruhe, der geſpannten Aufgeregtheit die Muße und die Müßigkeit dazu, ſich in die taktiſche Geſchichte jeder einzelnen Schlacht bis in das minutiöſe Detail aller ört=lichen Stellungen verſetzen laſſen zu mögen? Und hier kommt ein Mann aus der Zeit der Befreiungskriege, einer der geiſt=reichſten Repräſentanten der damaligen Stimmung der Deut=ſchen, der die großen Hoffnungen, von denen damals unſer Le=ben aufblühte, in ſeiner eigenen abgeblühten Geſtalt uns wieder nahe bringt. Ernſt Moritz Arndt, in Bonn am Rhein, der große Franzoſenfeind, mancher Philippica gegen Napoleon Verfaſſer, der deutſchen Rheingränze muthiger Wächter!

Welche Erinnerungen fließen uns aus dieſer Zeit zu! Wie ſehr ſind wir nicht aus jener Stimmung herausgekommen, und wie veraltet ſcheinen uns diejenigen, beſonders in Preußen, wel=che ihren Patriotismus noch immer in den Kleidern der dama=ligen Periode auftreten laſſen! Der Patriotismus iſt an ſich

nichts und nichtig, wenn er nicht mit den verſchiedenen Zeitbedürfniſſen ein verſchiedener und anderer wird, ja, was zu einer Zeit Vaterlandsliebe war, kann, auf eine veränderte Zeit angewandt, als Vaterlandsverrätherei erſcheinen. Und dennoch ſind es, von der andern Seite betrachtet, noch gerade die Folgen jener Zeit der ſogenannten Befreiungskriege, welche unſere heutigen Zuſtände am allerentſchiedenſten und mächtigſten bedingt halten und fortwährend und immer den bindendſten Einfluß auf dieſelben ausüben. Dies ſind: der Wiener Congreß und der deutſche Bund, auf welche unſere ſämmtlichen Verhältniſſe in jeder Beziehung zurückgeführt werden müſſen.

Unſere obige Bemerkung über den veralteten Patriotismus wollen wir jedoch in ihrem ganzen Umfange keineswegs auch auf Arndt ausdehnen. Dieſer Mann hat vielmehr noch immer etwas höchſt Ehrenwerthes und Wackeres in ſeinem Auftreten, und wenn er auch der ganzen Strömung der jetzigen Zeit nur widerwillig und mit gelähmten Flügeln folgt, ſo iſt doch die unverfälſchte biedere deutſche Geſinnung an ihm ſehr hoch zu achten. Was er mit dem gegenwärtigen Büchlein eigentlich beſtimmt gewollt, wird aus der Leſung deſſelben nicht völlig klar. Zunächſt lag es in ſeiner Abſicht, zu zeigen, wie die belgiſche Frage, die ſonſt am meiſten und bedenklichſten in ihrer Beziehung zu Frankreich abgeſchätzt worden, noch weit wichtiger für Deutſchland ſei, und beſonders auch als eine deutſche Frage erwogen zu werden verdiene. Dies bringt ihn denn ſogleich auf ſein eigenthümliches Thema, die Rheingränze, deren Deutſchheit er mit dem alten Eifer und dem alten Franzoſenhaß gegen die „ſchleichenden und ſchlangenzüngelnden Wälſchen" verficht. Nicht minder kämpft er mit kräftigem Wort für die Integrität der Rheinlande, gegen die Zerſtückelung derſelben unter mehrere Herrſcher und gegen den franzöſiſchen Beſitz des Elſaß, und an dieſen Betrachtungen ſpinnt er unvermerkt wieder ſein ganzes politiſches Glaubensbekenntniß über unſere gegenwärtige Zeit ab. Dies Thema mag in mancher Hinſicht veraltet in Arndt's Munde klingen, aber es

iſt doch noch immer bis auf heutigen Tag und Stunde neu, denn welcher Franzoſe hätte es wohl aufgegeben, daß Frankreich den Rhein als ſeine natürliche Gränze beſitzen müſſe. Gibt es doch ſogar deutſche Gelehrte, welche aus Theorie dieſer wahnſinnigen Idee huldigen.

Arndt's Rede ſchlägt hier noch immer ein, und er beweiſt ſich überhaupt als einen Mann, der, mit Ausnahme des übertriebenen Franzoſenhaſſes, billig genug iſt, den Bewegungen der Zeit nicht durchaus ihr inneres Recht abzuſprechen, und wenigſtens die Exiſtenz derſelben nicht abzuläugnen, wenn er ſich auch ſelbſt in eine gewiſſe Ferne von ihnen ſtellt. Er ſpricht ſich unter Anderm auch ſehr lebhaft für das öffentliche Verfahren in allen Rechtsangelegenheiten aus, und ſcheint ſogar ungegründete Beſorgniſſe zu hegen, daß Preußen die eigenthümliche Gerichtsverfaſſung ſeiner Rheinprovinzen aufheben könne. Dieſe Beſorgniſſe ſind gewiß ungegründet, da Preußen vielmehr in neueſter Zeit gezeigt hat, daß es auch hierin in der Umgeſtaltung des deutſchen Lebens auf eine edle Weiſe voranzugehen berufen ſei, indem es bereits auch in ſeiner Hauptſtadt den Anfang gemacht hat, wenigſtens in manchen Formen des Civilprozeſſes eine gewiſſe Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, die ſich auch ſchon als heilſam bethätigt, einzurichten. Uebrigens iſt die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens etwas ſo urſprünglich Deutſches, daß mit derſelben in ihrer ganzen Ausdehnung der Nation nur ein ihr durchaus eigenthümliches Element zurückgegeben würde.

Sonſt hält auch Arndt mit beſonders ſtarker und gläubiger Hoffnung an der Bedeutſamkeit Preußens für die Zukunft Deutſchlands feſt. Wer möchte daran zweifeln! Preußen iſt ein von ſo edlen und fruchtbaren Elementen getragener Staat, daß es nicht einmal der Revolution bedarf, um ſich zu ſeinem Höhepunkt und zu einer ihm ſelbſt innerlich nothwendigen Stufe zu erheben, ſobald es will!

---

1. Der Nibelungen=Hort. Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorſpiel, von Dr. Ernſt Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 184 S. 8.

2. Robert der Teufel. Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von Demſelben. Ebend. 1834. 168 S. 8.

Wenn man von den nationalen und vaterländiſchen Intereſſen ſich unterhält, kann man nicht umhin, ſogleich auch an das Drama, ja an das Theater zu denken. Freilich ein niederſchlagender Gedanke! Aber es iſt merkwürdig zu ſehen, wie genau hier Urſache und Wirkung in einander übergreifen, denn gerade durch ſeinen jetzigen Verfall beweiſt das deutſche Theater am deutlichſten, daß es ein Nationalinſtitut iſt, welches mit den öffentlichen Zuſtänden ſeines Volkes innigſt zuſammenhängt, und Leben und Farbe daraus empfängt, wenn Leben und Farbe da iſt.

Wir haben ja unſern Raupach! Von Rußland her kam er über uns, nachdem er dort ſchon eine Anzahl von Stücken geſchrieben, und ließ ſich in Berlin nieder, wo er ſich bald als der fruchtbarſte und unermüdlichſte Dichter des Hoftheaters bethätigte. Seine Stücke, deren Zahl täglich wächſt, verbreiteten ſich von hier aus über ſämmtliche deutſche Bühnen, ſie begünſtigten ein gewiſſes oberflächlich glänzendes Schauſpielertalent, wie es jetzt aller Orten getroffen wird, und man kann und muß daher dieſen Mann als den Repräſentanten Deſſen betrachten, was im gegenwärtigen Augenblick die deutſchen Bretter bedeuten. Raupach hat ohne Zweifel ein urſprüngliches, ſehr entſchiedenes Talent, das ihn befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, aber ſtatt ſeine anſehnlichen Kräfte an eine geiſtigere Belebung des deutſchen Theaters zu wenden, ſtatt den Schauſpielern tieferes Charakterſtudium in ſeinen Stücken zuzumuthen oder ſie wieder durch die Ueberlegenheit wahrer Poeſie zu einer ächt äſthetiſchen Schule zu gewöhnen und zu zwingen, ging er ohne Weiteres, und ohne einmal einen Kampf mit ſich zu kämpfen, darauf ein, ſeine Muſe als Theaterbedienten engagiren zu laſſen. Er nahm Alles an, wie er es vorfand, er ſchien ſich

ſchnell mit den beſſeren poetiſchen Träumen ſeiner Jugend abgefunden zu haben, und richtete mit vieler Routine ein dramatiſches Galanterie- und Modegeſchäft ein, in dem er ſein urſprüngliches Metall zu blanken Spielpfennigen ausmünzte. Er dichtete ganze Tragödien für Madame Krelingers Figur und Organ, ganze Luſtſpiele für die Herren Rüthling und Gern Sohn, und zeugte Menſchen, wie ſie in das auf der königlichen Theatergarderobe zu Berlin einmal vorhandene Coſtüm hineinpaßten. Es kam ihm auf Arme und Beine ſeiner Helden nicht an, und er achtete die geſunde Natur ihrer Glieder wenig, wenn er ſie nur erſt unter Coſtüm gebracht hatte. Und doch ſcheint es mitunter, als wenn ſelbſt unter dieſen beweglichen Coſtümen in ſeinen Stücken ein menſchliches Herz ſchlüge, es ſcheint mitunter, als wollte ſich ihm die Theaterdecoration zu einer Lebensperſpective erweitern, einzelne geniale Züge tauchen unwillkürlich aus der Maſchinerie hervor, und man kann ſich nicht enthalten, zum Oefteren bewegt, hingeriſſen zu werden, wenn man auch an die Wirkung, von der man widerwillig überraſcht wird, ſelbſt nicht glauben kann und mag. So viel Zunder für Poeſie haben wir Deutſchen in uns, daß wir ſelbſt vor übertünchten Theaterleichen nicht daſitzen können, ohne in Flammen zu gerathen, und uns Leben dabei zu denken. Man verzweifele doch ja nicht an uns!

Das größte Unglück für Raupach und für uns iſt, daß er ſein poetiſches Talent nicht für das Primaire geachtet hat. Das Primaire iſt ihm das Theater, wie es vorhanden, und ſein Talent iſt ihm nur das Hinzukommende, das ſich demſelben anſchmiegt. Er dichtet nicht für ſeine Bruſt, nicht für ſeine Nation, ſondern damit die Schauſpieler beklatſcht und herausgerufen werden ſollen. Das ganze glänzende Elend eines Theaterabends tritt uns ſchon aus ſeiner Poeſie entgegen, der geſchickte Schluß ſeiner Scenen muß dem abtretenden Schauſpieler jedesmal Glück bringen, und ſeine Menſchen haben mitten in ihrer größten Tragik, ſo recht **in the whirlwind of passion**, wie der große Dramaturg Hamlet ſagt, noch immer Beſonnenheit

genug, um mit den applaudirenden Händen im Parterre zu kokettiren. Noch eine andere Eigenſchaft haben ſeine Menſchen und Helden, daß ſie immer genau wiſſen, wo die königliche Loge im Schauſpielhauſe befindlich iſt, und gutausgedachte Anſpielungen auf dieſelbe zu machen verſtehn. So ſagt in dieſem „Robert der Teufel" König Aſtolf, anſcheinend von ſich ſelbſt redend:

„Der König altert nicht. Er ſteht zu hoch,
Um das gemeine Menſchenloos zu theilen;
Die große Pflicht, die Liebe zu dem Volk,
Die ſind in ihm der ew'gen Jugend Mächte."

Würde Shakſpeare je einen König ſo von ſich ſelbſt haben ſprechen laſſen? Shakſpeare war auch Royaliſt, und wahrſcheinlich mit einer tieferen Begeiſterung, als Hr. Raupach, und er würde in ſeinen Königsgeſtalten jedesmal vollauf gezeigt haben, wie „jeder Zoll ein König" iſt, aber niemals hat er ſeinen Königen Hoflogen-Schmeicheleien in den Mund gelegt. Doch nicht nur die Kunſt und die gute bürgerliche Geſinnung opfert Raupach den Schauſpielhaus-Verhältniſſen auf, auch die Bedeutſamkeit der Geſchichte achtet er nicht ſo hoch, daß ſie ihm nicht vor den Theater-Sperrſitzen zu einer zuſammengeſchrumpften Geſtalt werden müßte, wie man dies an ſeinen Hohenſtaufen-Tragödien geſehen hat. Je nachdem es ſich für den Abend, für die vorhandenen Schauſpielertalente und Decorationen, und für manches Andere ſchickt, muß auch die Weltgeſchichte bei Raupach Raiſon annehmen, und er hebt bald das hiſtoriſch Unbedeutende hervor, bald läßt er das Wichtigſte in den Hintergrund zurücktreten, wenn er nur das Eine, was ihm Noth thut, den beabſichtigten Bühneneffect damit erreichen kann.

Dennoch hat Raupach von Hauſe aus ein zu gutes poetiſches Gewiſſen, als daß es ihm nicht zuweilen noch ſchlagen ſollte, und er ſcheint daſſelbe durch die ſogenannten ideellen Tendenzen, nach denen er die meiſten ſeiner Stücke zuſchneidet, faſt beſchwichtigen zu wollen, indem er ſich dann vielleicht überredet, ächter Kunſt und Poeſie im Ganzen doch Genüge gethan zu

haben, nachdem er ſie im Einzelnen an den theatraliſchen Dingen todt gehetzt. In ſolchem Betracht iſt dieſer „Robert der Teufel“ in der That merkwürdig. Es iſt ein Drama, in dem die Frage von der menſchlichen Willensfreiheit vollſtändig abgehandelt und die Idee von der Prädeſtination auf eine ſehr gründlich und wahrhaft ſchön durchgeführte Weiſe widerlegt wird. Obwohl ich es eben nicht für ein Zeichen von literariſcher Keuſchheit halte, wenn ein Dichter ſich entſchließen kann, einen Stoff, der gerade in dieſem Augenblick durch die abſcheuliche Muſik von Meyerbeer ſo berühmt und in der ganzen Welt verbreitet worden iſt, zu behandeln, ſo griff ich doch mit Begierde nach dieſem Stück, da ich gehört, daß es im Manuſcript von der Bühne abgewieſen ſei, und ſich mithin vorausſetzen ließ, Raupach würde hier einmal etwas Beſſeres als gewöhnlich geliefert haben. Dieſe Vorausſetzung hat nicht getäuſcht. Außer einer geſchickten Malerei der Scene und der meiſterhaften Diction, welche dieſes Stück mit vielen Raupachſchen gemein hat, beſitzt es eigenthümliche geiſtreiche Motive, und iſt in der ganzen Anlage nach einem ſehr beſtimmten Plan und mit vieler Symmetrie ausgearbeitet. An dem Charakter Roberts wird jene ideelle Tendenz, ob der Menſch und ſeine That ein Produkt ſeines Willens, oder das Produkt einer determiniſtiſchen Nothwendigkeit ſei, mit großer Anſchaulichkeit durchgeführt. Robert der Teufel iſt böſe, weil er böſe ſein will, und er freut ſich dieſer ſiegreichen Macht ſeines Willens; er wird gut, weil er gut ſein will, wie ſehr ihm auch die dämoniſchen Gewalten des Lebens vorſpiegeln wollen, daß der Menſch wie die Pflanze aus einer Wurzel herauskeime, in der ſein ganzer Wachsthum unvermeidlich vorausbeſtimmt ſei. Dies veranlaßt intereſſante Conflicte und Situationen, und wenn man auch dieſe Idee nicht im höheren Sinne für poetiſch halten kann, wenn man ſich überhaupt gegen ſolche Abſichten in der Kunſt mit Recht ſträubt, und zugleich an die innere menſchliche Wahrheit aller dieſer Geſtalten nicht wohl glauben mag, ſo wird man dennoch dieſem Stücke in ſeiner Anlage und Ausführung eine große, mitunter an Ge-

nialität gränzende Geſchicklichkeit und Beweglichkeit nicht abſprechen können.

Nach dem ganz gewöhnlichen Raupach'ſchen Schema iſt „der Nibelungen-Hort" gearbeitet. Dieſe alten Recken aus dem Niebelungenliede thun wahrlich nicht gut auf den Berliner Brettern.

---

1812. Ein hiſtoriſcher Roman von L. Rellſtab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8.

Das Jahr 1812! Ein großes tragiſches Jahr für einen großen Dichter, ein Schauſpiel der ungeheuerſten, ſchickſalsvollſten Vernichtung, aus der, wie aus jedem Tod in der Geſchichte, zugleich ſchon die Saatſpitzen neuen Lebens und neuer Zuſtände freudig emporſchießen! Napoleon, mit ſeinem von Völkern jeden Stammes beſpannten Siegeswagen bis zur letzten äußerſten Klippe ſeines Geſchicks hinaufjagend, das Flügelrauſchen der immer näher ſchleichenden Nemeſis über ſeinem Haupte, die geheimen Seufzer und Flüche der unterdrückten Nationen an ſeinen Ferſen, dennoch ahnungslos nur den unerſchrockenen Heldenblick auf das kühnſte Ziel der Welteroberung gerichtet, noch im Sinne antiker Zeiten der Geſchichte von einer rieſenhaften Univerſalmonarchie träumend; dagegen der ſtumme Coloß Rußlands, der in ſeinen öden Steppen die einziehenden Schaaren des Helden mit ſchweigendem Hohn empfängt, die ringsherrſchende Stille des Grabes, durch welche die vor ihrem eignen Beginnen in ſich zuſammenſchauernde Armee hinwandelt, das Grauſen dieſer unwirthbaren endloſen Räume, das in das Herz des Tapferſten ſchleicht; endlich nach blutigen, dem Sieger verderblichen Siegen die Flammen Moskau's, die ſchon mit weitleuchtenden Feuerzeichen gänzlichen Untergang dem Helden weiſſagen; der unſelige Rückzug des Heeres, die Tücke der Elemente, die mit dem ganzen Grimm des ruſſiſchen Winters auf die Schaaren einſtürmt, die völlige Auflöſung der großen Armee zu einer in Hunger und Elend hinſterbenden geſpenſtiſchen Bettlerſchaar,

Napoleon, der einzeln, bei Nacht, auf heimlicher Flucht das Heer verläßt, die fern hereinbrechenden Jubelſtimmen der aufſtehenden Völker, die in dem Fall des Rieſen den Augenblick ihrer Befreiung finden; — alles dies ſind Blätter zu dem großartigſten Roman, den die Weltgeſchichte je geſchrieben.

L. Rellſtab, deſſen bedeutendes Erzählungstalent bekannt iſt und ſich auch an dieſem Stoffe glänzend bethätigt hat, führt in treffenden Schilderungen die hochtragiſchen Bilder dieſes Jahres, des Jahres der waltenden Rache der Geſchichte, vorüber, obwohl das Privatleben des Romans in ſeiner Darſtellung überwiegt, und auf der Folie der hiſtoriſchen Begebenheiten mit ausſchließlicher Liebe ausgemalt iſt. Nichtsdeſtoweniger zeigt ſich der Verf. von der Erhabenheit der Geſchichte ganz erfüllt, und weiſt in der ſeinem Werke vorgeſetzten „Zueignung an die Fürſten und Völker Europa's" mit Recht darauf hin, wie die von ihm behandelte Epoche der Hauptquellpunkt heutiger europäiſcher Verhältniſſe und Zuſtände ſei. Unter den einzelnen Figuren, welche zu beſonderer Ausführung herausgeſtellt werden, ſind es jedoch weniger gerade die, welche dem hiſtoriſchen Intereſſe angehören; Napoleon wird mehr nur auf dem Hintergrunde vorübergehend gezeichnet, unter ſeinen weltberühmten Generalen iſt es faſt nur Marſchall Ney, der geſtaltenhaft vor die Augen tritt, doch wird im Ganzen die Geſchichte des Rückzugs der franzöſiſchen Armee, den großen Maſſen der Begebenheiten nach, mit meiſterhafter Anſchaulichkeit dargeſtellt. Am meiſten heimiſch und behaglich aber waltet der Griffel des Darſtellers über den Verhältniſſen und Verwickelungen des Privatlebens, das er in den mannigfaltigſten Gruppen in den Vordergrund geſetzt hat, und hier zeigt ſich bei dem Verfaſſer eine gewiſſe geſellſchaftliche Feinheit der Entwickelung, die ſeiner Manier ganz eigenthümlich iſt. In dieſer Manier iſt ein anmuthiger gewählter Ton des Erzählens vornehmlich hervorſtechend, der es mit ſich bringt, mehr mit dem Intereſſe der Verhältniſſe, als der Entwickelung von Charakteren, ſich zu beſchäftigen. Und ſo liegt in der leichten geſellſchaftlichen Mittheilungsweiſe dieſes Romans

etwas Gebildetes und Anziehendes, das auf die Leſewelt einen großen Reiz ausüben wird und in der That in wenigen deutſchen Romanen in dieſer klaren, durchſichtigen, wohlthuenden Form ſich zeigt.

Der Geſchichtſchreiber ſoll und darf nicht parteiiſch ſein, aber der hiſtoriſche Romandichter hat immer einen Trieb und zugleich ein Recht dazu, ſich zum Parteigänger in ſeinem Stoffe zu machen. Dies iſt ſeine poetiſche Befriedigung, die er ſich an der Geſchichte nicht verſagen darf, indem er, wie unwillkürlich, gewiſſe Geſichtspunkte ſeines Herzens, ſeiner Vaterlandsliebe, ſeiner Nationalität, ſeines Heimathgefühls jeder Art, in die Mitte der Ereigniſſe ſtellt. In Rellſtab's 1812 tritt denn auch zuletzt der patriotiſche Preuße in dem Dichter heraus, indem in den Schlußabſchnitten des Romans die Vorbereitungen zu den Befreiungskriegen gefeiert werden, und wir wundern uns nur, daß es der Verfaſſer hat unterlaſſen können, hier an dieſem großartigen Wendepunkt ſeines Stoffes der Heldenthat Yoriks zu gedenken.

---

Aeſthetiſche Feldzüge. Dem jungen Deutſchland gewidmet von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 301 S. 8.

Dieſer neu aufgetretene Schriftſteller kann in uns ſchon wieder den freudigen Glauben beſtätigen, an dem ich im Stillen in dieſer gebrochenen Zeit immer feſtgehalten und fortgebaut habe. Es gibt eine Partei der deutſchen Jugend in unſerer heutigen Literatur, auf welche die Hoffnungen des Vaterlandes vor Allem gerichtet ſein müſſen, und von der, früher oder ſpäter, ein großer Umſchwung in allen Verhältniſſen unſerer nationellen Bildung ausgehen wird. Dieſe wahrhaft patriotiſche Partei, bei der mein ganzes Herz iſt, will, der ausgelebten und peinigenden Richtungen des alten Deutſchlands müde, die geiſtige Befreiung unſerer Zuſtände auf einem ächt geſchichtlichen Boden zu begründen ſuchen. Hier ſind keine Hirngeſpinnſte, keine Phantome, keine unreifen demagogiſchen Schwärmereien!

Hier iſt ein tiefer, feſter, männlicher Blick, der, klug wie die Schlangen, doch ohne Falſch wie die Tauben, beſtimmt und ſicher ſein Ziel im Auge hat. Ein großes Ziel! Denn nur in dieſem Ziel, in dem Emporblühen eines von allem Aberglauben der Zeiten gereinigten Nationallebens, wird ſich zugleich Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft der Deutſchen auf eine neue, freie, zum erſten Mal von der friſchen Luft der Oeffentlichkeit durchzogene Bildungsſtufe emporgehoben fühlen, und eine große Einheit unſeres zerfallenen Daseins wird ſich auf dieſer Stufe, wo das volksthümliche, hiſtoriſche Element des Staates mit dem geiſtigen Leben der Nation zu einer ſchönen, klaren, gleichberechtigten Durchdringung gekommen, zuſammenfügen. Dieſe Einheit ſchlummert in der nächſten Zukunft der Geſchichte, und dies iſt der ächt geſchichtliche Grund und Boden, auf welchem die Partei der ſtrebenden deutſchen Jugend ihre Saaten auszuſtreuen begonnen hat.

L. Wienbarg hat in ſeinen „Aeſthetiſchen Feldzügen" den Kampf gegen manche feſſelnde Form der Zeit, ſoweit dieſen ein Einzelner führen kann, mit Geiſt und Muth geführt. Es ſind, wie er angibt, Vorleſungen, die er als Privatdocent an einer norddeutſchen Univerſität im erſten und letzten Semeſter ſeines Docirens gehalten, und von dieſer Seite, als Univerſitätsvorträge, gewinnen ſie durch die friſche Oppoſition, mit der ſie den todten akademiſchen Formen des gelehrten Deutſchlands entgegentreten, noch an Wichtigkeit und Zeitbedeutung. Der Verf. beginnt ſeine Vorleſungen mit einer kurzen Ueberſicht deſſen, was die Deutſchen in der Aeſthetik, als der Wiſſenſchaft des Schönen, bisher geleiſtet, und deutet darauf Grundlinien zu einer Umgeſtaltung derſelben an, aus einem Standpunkte, den man ihm als fruchtbar zugeben muß, weil er der ganzen innern und äußern Richtung unſerer heutigen Bildung nothwendig entſpricht. Er begründet die Aeſthetik als eine geſchichtliche und nationale Wiſſenſchaft, indem er ſie in ihrer Einheit mit der Weltanſchauung eines jeden Volkes und als unzertrennlich von derſelben auffaßt. Dieſer wichtige Gedanke be-

freit die Aeſthetik nicht nur von der unwürdigen Stellung, bloß für eine vereinzelte Liebhaberei des Volksintereſſes zu gelten, ſondern hebt ſie zugleich über ihren bisherigen Charakter, wonach es in ihr entweder auf eine prinzipienmäßige Syſtematik des Kunſtſchönen oder auf bloße Recepte und gute Rathſchläge zur Bildung des Geſchmacks abgeſehen wurde, weit hinaus. Die pedantiſchen Definitionen deſſen, was das Schöne ſei, ſind auf dieſer Stufe überwunden, und da die höchſte Vollendung und Bedeutung der Kunſt nur in ihrer Einheit mit dem Charakter ihrer Nation und in der Beziehung zur herrſchenden Weltanſchauung ihrer Zeit vorhanden ſein kann, ſo iſt klar, daß dasjenige das Schöne ſei, das den nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanſchauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmoniſch iſt. So hat jedes Volk ſeine eigenthümliche Kunſt, ſeine eigenthümliche Bedeutung des Schönen, deſſen Prinzip nur in der Nationalität beruht, und das in den coloſſalen Phantaſiegebilden der alten indiſchen Poeſie, in dem plaſtiſchen Ebenmaß griechiſcher Kunſt, und in den Ueberſchwänglichkeiten der chriſtlichen Romantik, ebenſo verſchiedenartig als in der jedesmaligen Weiſe und Zeit anerkennens- und bewundernswerth hervorgetreten.

Ebenſo klar iſt es jedoch auch, daß es in unſerer Zeit noch keine ausgebildete Aeſthetik geben kann, da die Weltanſchauung dieſer Zeit getrübt, in ihrer eigenſten Entwickelung zurückgedrängt und unter willkürlichen Banden gehalten iſt. Das Götheſche Zeitalter der deutſchen Poeſie iſt abgelaufen, es hat ſich in ſeiner eigenthümlichen Bedeutung und in den ihm angehörigen Formen glänzend für die geiſtige und poetiſche Bildung der Deutſchen bethätigt. Aber das Bedürfniß nach einer neuen Poeſie, nach neuen Formen, iſt in Aller Herzen faſt ſchmerzhaft rege geworden, und die nächſten Perſpektiven unſeres volksthümlichen Lebens ſcheinen reich genug an Verheißungen auch für eine große Befruchtung unſerer Poeſie. Doch dies volksthümliche Leben hat dieſe Verheißungen ſeiner nächſten Entwickelung noch nicht erfüllen dürfen, und wir liegen

Alle krank an dieſer heutigen Uebergangsperiode, in der jedoch die Nothwendigkeit eines Werdenden beſtimmt genug gegeben iſt. So ſind auch dieſe „Aeſthetiſchen Feldzüge" von L. Wienbarg gewiſſermaßen die Aeſthetik einer Uebergangsperiode, oder um ſeine eignen Worte auf ſein Buch anzuwenden: „das leiſe äſthetiſche Gefühl, das im Schooße der Zeit ſich regt, das prophetiſche Gefühl einer neu beginnenden Weltanſchauung, das ſich von Tage zu Tage bewußter und deutlicher wird, die Einleitung zur künftigen Aeſthetik."

Im Einzelnen, wo des Verfaſſers Urtheile hin und wieder etwas flüchtig und willkürlich ausgefallen ſind, kann ich mich oft weniger mit ihm einverſtanden fühlen. Namentlich hat mich ſeine ganze Darſtellung Göthe's überraſcht, ſowie die unmotivirte Herabſetzung Schillers, von dem geſagt wird, daß er nichts Nationales in ſeiner Poeſie gehabt, ſondern immer nur in den ideellen Sphären geblieben. Von Göthe's Dichtungen wird dagegen an jeder einzelnen ein beſtimmtes Verhältniß zur Zeit behauptet und dieſer Dichter ſelbſt der „geiſtige Befreier Deutſchlands" genannt. Ja, er war es einmal, als er durch ſeine neu aufgehende Poeſie die Spießbürgerproſa des achtzehnten Jahrhunderts beſiegte, aber die feine und mehr griechiſche als deutſche Geſchmacksbildung, welche ſeine Werke unter unſerm Volke verbreitet, überdeckte nur eine Zeitlang unter dem ſchönen antiken Faltenwurf den Zopf, der an andern Seiten der deutſchen Nationalität noch haften geblieben war. Unbeſtreitbar aber war Schiller ein mehr deutſcher und mehr nationaler Dichter als Göthe, und ich kann mir nichts Verkehrteres denken, als die nationale Bedeutung der Schillerſchen Poeſie abzuläugnen. Vielleicht konnte Schiller ebendeshalb von Göthe an Kunſtbildung und Formtalent übertroffen werden, weil Schillers Weſen ſo urſprünglich deutſch, ja krank deutſch war, und er die innere Zerriſſenheit des Volkscharakters in ſeiner eigenen Individualität mit aller Begeiſterung und Tiefe des Schmerzes darſtellte. Zugleich ging ein großer Sinn für Freiheit durch Schillers Bruſt, und es lag, neben dem philoſophi-

ſchen, ein beſtimmtes hiſtoriſches Element in ſeiner Dichternatur, das allen ſeinen Schöpfungen eine weitgreifende Weltanſchauung lieh, wie ſie in dieſem Maße keineswegs auch in Göthe wirkſam geweſen. Während Göthe, wenn er dichtete, oft nur Bedürfniſſe ſeiner eigenen Perſönlichkeit befriedigen wollte, dachte Schiller bei allen ſeinen Arbeiten an das Allgemeine, an die ganze Nation, und ſich für dieſe ſchreibend zu denken, auf dieſe von der Bühne herab zu wirken, war ein erhabener Stachel ſeiner Begeiſterung. Göthe hätte aller Orten ſeine Werke dichten können, Schiller konnte nur in Deutſchland dichten. In jedem Gedanken, den er gehabt, iſt deutſches Blut, über jedem Satze, den er geſchrieben, ruht die deutſche Atmoſphäre. Ueber Göthe iſt viel ſchöner italiſcher Himmel, viel klare durchſichtige griechiſche Luft, man wird bei ihm heiter und leichtſinnig, weil man die Sorgen ſeiner Heimath vergißt. Bei Schiller denkt man an die Sorgen des Vaterlandes, man fühlt die Bruſtbeklemmung unſerer Nationalität und das ſchwer athmende Ringen nach einer noch verhüllt liegenden Zukunft. Schiller iſt bis auf den kleinſten Thränentropfen ein nationaler deutſcher Dichter. —

Was der Verf. von den allernächſten Beſtrebungen unſerer Literatur ſagt, iſt ſehr richtig. Mit Recht hebt er hervor, wie bedeutend in unſerer Zeit die deutſche Proſa geworden, ja wie faſt der weſentlichſte Theil des Dichteriſchen in dieſer Zeit eigentlich in die Form der Proſa übergegangen und noch immer entſchiedener übergehen wird. Auch ich lebe der Ueberzeugung, daß dieſe neue glänzende Proſa, die ſich in unſerer heutigen Schriftſtellerwelt bemerklich macht, ſelbſt für die Ausbildung der deutſchen Sprache von großer Wichtigkeit iſt. Die deutſche Proſa iſt noch neuer ſchöner Wendungen der Form und geiſtreicher Motivirungen des Stils fähig, die in Vers und Rhythmus kaum mehr hervorzubringen ſind; wenigſtens wird das Talent noch erwartet, das der deutſchen Metrik neuen Schwung und Befruchtung geben wird. Aber ich kann nicht damit übereinſtimmen, an H. Heine ein ſo großes Verdienſt

um die deutſche Proſa auszutheilen, als der Verf. thut, obwohl ich Heine's Darſtellungstalent zu würdigen weiß. Mir ſcheint Börne darin höher zu ſtehen, deſſen ausgezeichnete Schreibart ein großer Fortſchritt der deutſchen Sprache iſt, obwohl dieſen der Verf. gerade unter Heine geſtellt hat. Dagegen wundert es mich, daß der Verf. Wolfgang Menzels Verdienſte um die deutſche Proſa, Varnhagen von Enſe's eminentes Talent des Stils, und manche andere neuere Erſcheinungen nicht herausgehoben

Möchte L. Wienbarg in ſeinen Beſtrebungen rüſtig weitergehen! Er iſt ein freigebildeter Geiſt, der große Klarheit und lebendige Anſchauung mit ebenſo großer Wärme und Tiefe des Gefühls verbindet, und der zugleich keine Spur von Affektation und Oſtentation kennt, woran ſonſt die Apoſtel des Neuen nur zu ſehr zu leiden pflegen.

---

# Eine Correſpondenz Goethe's mit Madame Karſchin. *)

## I.

### Dr. Göthe an Madame Karſchin.

Offenbach am Main, den 17. Auguſt 1775.

Ich treib' mich auf dem Land herum, liebe Frau, um das Leid und Freud, was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil geben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach reichte mir Ihren Brief. Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder ſo an mich laufen ließen; und nun für Ihre Grüße und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß mir Ihre Tochter auch ſchrieb, wie und wenn's ihr einkömmt, denn kein Spiegel iſt das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältniſſen gedrängten Seele iſt, wenn ſie drin gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo, mit Freuden pauſirt, und dem freundlichen Mitſpieler neue Wonne ablauſcht.

Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegreife, mir iſt Alles lieb und werth, was treu und ſtark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens ausſehen, wie ein Igel oder wie ein Amor. Geſchrieben hab' ich Allerlei, gewiſſermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir ſchöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menſchheit mit unſern Kielen, und bilden uns ein, wenigſtens ſchwimmende Inſeln gefangen zu haben.

*) Unter alten Papieren gefunden. D. R.

Von meiner Reiſe in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitſcht mich bald die unſichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrſcheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Loth und ſeine Hausgenoſſen in Eurem Sodom wohl einmal grüßen möchte. Addio.

P. S. Die Aufgabe von der Männer Schlappſinn unter gewiſſen Umſtänden kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Urſachen liegen in dem Schreibtiſch hier, dem Kaffeetiſch dort, und der Figur im Negligée, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühſtück ſchlürft. — Heiliger Yorik! wollteſt du aus deinen Himmeln herüberſehen, und der guten Karſchin die vernünftige herzliche Stimmung dieſes Unſinns vorträumen, denn du allein hätteſt Kopf und Herz dazu. — Nur eine klaſſiſche Stelle zur Erörterung: Les gens amoureux — ſagt die ſuperficielle Gemahlin des unvergleichlichen Schach Behams — ne dorment guère favorisés, à moins qu'ils ne le soient.

---

## II.

## Antwort der Madame Karſchin.

Berlin, den 4. September 1775.

Ich kam geſtern bei Sternlicht heim, ich fand Ihr Briefchen, wußte nicht, von wem's war, aber mein Pulsſchlag ſagte mir's, daß eine gute liebe Seele mich grüßen würde. Der mildſelige Mond ſchien nicht in die Kammer, ſonſt hätt' ich's geleſen, ich wollt' meine Kinder nicht im Schlafe ſtören, ließ mir kein Feuer ſchlagen, legte mein gefundenes unter's Kopfkiſſen und ſchlief ein. Heute beim erſten Sonnenglanz erwacht' ich und las. Lieber Göthe, laſſen Sie Sich's Ihr Herz ſagen, wie mir's gefiel, daß Sie ſo ohne Zier, ſo vom Herzen geradeweg mich grüßten. Ich möchte gern meinem Tochterſöhnchen Flügel anzaubern, der Bub ſollte morgen nach Frankfurt durch

die Sommerluft reiſen, er ſollt' Ihnen meine Antwort bringen, er iſt bräunlich und krausköpficht, hat Sprach' im Aug' und Geſchwätz auf den Lippen, er würde dem Menſchenkenner Göthe traun ſo gut gefallen, als dem liebhabenden Werther das kleine Vetterchen, das ihm mit freimüthiger Miene die Hand gab. Sie hören hier die Großmutter ſprechen, aber auch die Wahrheit; ich freue mich nur mäßig über's Knäbchen, wer mag wiſſen, was aus ihm wird. Mehr Freude hatt' ich vor zwölf Tagen über ein gemaltes Mädchen, von deſſen Original Ihr Genie Vater geweſen. Ich ging zum Zeichner Chodowiecky, ich bat ihn um eine Elmire in kleinem Format, im himmelfarbenen leichten Gewand, mit fliegendem Haar und entzücktem Auge. Ich kam Tags darauf wieder hin, und fand das Mädchen, wie Du ſie gedacht haſt, wie ſie vom Berg herabgeflogen kommt, ihre Arme ausgebreitet, und ſingt: Er iſt nicht weit ꝛc. —

Guter ſchöpferiſcher Göthe, wärſt Du hier geweſen, ich hätte Dich bei der nächtlichen Lampe geſtört, Du hätteſt mit mir die Freuden theilen müſſen, denn ich lief des Abends noch zu jedem Freund, jeder Freundin, die ich erreichen konnte. Seht ihr's, rief ich, ſeht ihr's, Kinder, ſo dacht' ſich Göthe das hoffnungsglühende Mädchen, das den todtgeglaubten Erwin ſuchte, das ihn wiederfinden ſollte; ſo war Lotte gebildet, ſo flügelleicht ihr Fuß, ſo ſeelenvoll ihr Auge, als Werther mit ihr tanzte. Ich war närriſch froh. Das Bildchen ſollte zum Geſchenk für das einundzwanzigjährige Mädchen, welches uns die Schattenzüge Deiner Elmire vorſtellt. Sie macht's gut genug, hat Feuer und Gefühl, modelliert (modulirt) auch die Redeſtimme, wie ſich's gebührt, aber die Töne der Muſik werden nicht erreicht; davor kann die Mutter Natur. Ich wollte durch's Bild Deine Spielerin aufmuntern, eine von ihren Kameradinnen gab's ihr, und es wird, in Kupfer geſtochen, allen Kenneraugen des weiten Deutſchlands gefallen; mir hat es ein Feſt gegeben.

Du ſiehſt wohl, daß ich mir Freude zu haſchen weiß, und Du würdeſt mich darum neiden, wenn Du weniger edel wärſt. Denn ich bin ſchon in dem Alter, wo man gewöhnlicher-

weiſe ſtumpf an Empfindungen wird. Dank ſei's meinem Geiſt, der mich vor dieſem Schlappſinn, vor dieſer ſchläfrigen Trägheit bewahrt. Ich kenne das häßliche Ding, was man böſen Humor nennt, nicht in mir. Ich habe keine ſonderliche Laune, ich bin mir faſt immer gleich. Es fehlt mir nicht an Kümmerniſſen, meine Glücksumſtände, meine häuslichen Angelegenheiten ſind noch mit wahren Sorgen vermiſcht, ich aber hänge den Kopf nicht, ich denke, der Vater des Ganzen wird's auch mit mir einzelnem Theil bis an's Ende gut machen. Ich lege meine Leiden und Freuden in eine Waage, und die zweite Schaale behält ſtets ein großes Uebergewicht. Ich ſchreibe nicht für die Ewigkeit, weil ich's nicht kann, das verdrießt mich auch nicht. Eine rührende Bittſchrift, die mir aus dem Herzen fließt, welches an fremdem Kummer eigenen Antheil nimmt, eine ſolche Schrift und ihre Wirkung macht mir mehr Wonne, als des ewigen Milton ſein vollendetes Heldengedicht haben mag. Ich kenne nichts Süßeres und ſchreibe nichts Lieberes, und frage wenig darnach, ob mir von den Geholfenen Dank oder Undank geſagt wird. Sieh', ſo bin ich, voller kleiner Thorheiten, voller Fehler, und über dies Alles noch ein geſchwätziges Weib, das wirſt Du ſchon merken an dieſem Brief, der zehn Mal mehr ſagt, als Du hören wollteſt, und noch hinzuſetzt, daß ich Dich lieb habe wie eine Mutter den Sohn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Leipzig, 1834.
Gebrüder Reichenbach.

Gilch
. Buchbinderei

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundt, Theodor

Schriften in bunter Reihe, zur Anregung und Unterhaltung

Bd.: 1. (1834)

Leipzig 1834

P.o.germ. 968 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115307-7